

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

April 1891.

(11. Band; 1. Heft.) - 6

U 9

## Inhalt.

	Seite
Realismus und Naturalismus in der Dichtung. Ihre Ursachen und ihr Werth. Eine Studie von Karl Freih. v. Bieder-Krieglstein . . . . .	1
Erzherzog Johann und der steiermärkische Landwirth Paul Adler. Von Regierungsrath Dr. Franz Hwof in Graz . . . . .	25
Hippolytus Guarinonius. Von Adolf Pichler . . . . .	35
Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn . . . . .	50
I. Ungarische Akademie der Wissenschaften. — II. Krakauer Akademie der Wissenschaften. — III. Die Organisation der Landesstatistik in der Bukowina. — IV. Die Teppichausstellung im Handelsmuseum. — V. Literatur-Besprechungen.	

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

II. Kauscherstraße 16.

# Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirtschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ bildet die Neue Folge der „Oesterreichischen Revue“ und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Auszug aus den erschienenen 5 Jahrgängen der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichnis der „Oesterreichischen Revue“ und der ersten 5 Jahrgänge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ sind durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ zu beziehen. Abonnements nehmen sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. Postanstalten und der Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ in Wien, II. Raucherstraße 16, entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue“ erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2,50 Francs.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue“ seien folgende Aufsätze erwähnt:

## Geschichte.

- Hans Schletter: Die Stellung d. nordamerik. Regierung z. d. Ereignissen d. J. 1848 in Oesterr.-Ung. Bd. I, Heft I, S. 5.  
Emund Schebeck: Die Schwaben und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.  
Paul von Radics: Die Auerperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.  
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erlösung der Festung Gaeta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.  
Joseph von Lohner: Wilhelm von Tegethoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.  
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.  
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.  
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Willersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.  
Hermann Hallwitsch: Gabriel von Podmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.  
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.  
Wendelin Boehm: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.  
Paul von Radics: Die Geschichte der Abbazia. Bd. III, S. 223.  
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.  
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.  
Max Bidingger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.  
Joseph von Lohner: Der Sturz d. Republik Venedig u. d. Occupation i. Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.  
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.  
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.  
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungs-geschichte. Bd. V, S. 289.  
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.  
Eugen Guglia: Reise in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.  
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Bd. VI, S. 1.  
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 113.  
Graf Georg Apponyi's Denkschrift zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Bd. VI, S. 241.  
Eugen Gelcich: Augustus Bosovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.  
Hans Schletter: Die Regierung d. nordamerik. Republik u. d. ung. Frage i. J. 1848 u. 49. Bd. VI, S. 1 u. Bd. X, S. 1.  
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.  
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.  
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.  
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1788 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VII, S. 65.  
Vinzenz Gehler: Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.  
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenfreit. Bd. VIII, S. 186.  
Paul von Radics: Die Reisen Kaiser Joseph II. Bd. VIII, S. 241 und Bd. IX, S. 1.  
Peter Anton v. Schlehta: Die Entwicklung d. böhm. Adels. Bd. IX, S. 81, 193 u. 265. Bd. X, S. 10, 125, 193 u. 274.  
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Die Schlacht von Magenta. Bd. IX, S. 115.  
Georg Deutsch: Dr. Beda Dudik. Bd. IX, S. 221.  
Wilhelm Fraknoi: Die europäische Politik des Königs Mathias von Ungarn. Bd. X, S. 65.  
Franz von Kroneß: Aus der Zeit der Befreiungskriege. 1813 bis 1815. S. 257.

## Oeffentlicher Unterricht.

- Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.  
Friedrich Simonh: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.  
Wilhelm Erner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.  
Albert Flg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.  
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schiffschulen. Bd. III, S. 328.  
Egmond Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwicklung. Bd. V, S. 193.  
Eghidius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

## Volkswirtschaft.

- Alex. Peez: Die ung. Landesausstellung v. 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn u. d. Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.  
Heinrich Kröhnte: Die Bedeutung der Binnenschifffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.  
Max von Santten: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.  
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.  
Johann Hunfalvy: Die Flugregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.  
Franz Berger: Die Wienflughregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.  
Johann Aspöcker: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. II, Heft VIII, S. 42.  
Friedrich Kleinwächter: Die Gernowitzer Ausstellung von 1886. Bd. II, Heft IX, S. 5.  
Stephan Wolnar: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I, S. 10.  
Raphael Hoffmann: Das Berg- und Hüttenwesen Oesterreich-Ungarns. Bd. II, Heft I, S. 19, u. Heft IX, S. 40.  
Julius Wolf: Der Alkoholisismus in den österreichischen Ländern. Eine statistische Skizze. Bd. III, S. 243.  
Adolf Beer: Oesterreich und die deutschen Handelsbeschränkungen in den Jahren 1817 bis 1820. Bd. III, S. 273.

Dz. XVII I. 244  
I. k. akw.

## Realismus und Naturalismus in der Dichtung.<sup>1)</sup>

### Ihre Ursachen und ihr Werth.

Eine Studie von Karl Freiherr v. Bieder-Krieglstein.

Das große Räthsel „Mensch“ ist es, welches den Mittelpunkt für sein eigenes Denken bildet vom Anbeginne der Dinge an.

Wie viele geistige Größen seit Moses und Plato bis zu Voltaire und Goethe sind schon vor dieser gigantischen Sphinx gestanden, wie viele haben den Stein des Sisyphus gerollt, wie viele haben schon an dieses steinerne Bild verzweifelte Fragen gerichtet, gleich Lenau und Byron; wie manche haben mit gewaltiger Faust daran geschlagen, um einen Ton zu hören, an seiner Hülle gezerrt, um nur einen kurzen Blick in das Geheimniß zu erhaschen; und ewig vergeblich.

Wie viele kleine Geister sind schon auf dieser stummen Jungfrau herumgeklettert, haben hier mit ihren stumpfen Federn geschauert und dort mit der Sonde gebohrt, um, wenn auch nicht das Wesen selbst zu ergründen, so doch ein wenig unter die granitene Oberfläche zu sehen; und gerade diese sind es, welche mit ihrem Partikelfchen geschautem Nichts den meisten Lärm verführt und die meisten Köpfe drehend gemacht haben.

<sup>1)</sup> Wenn auch viele Einzelheiten in dem vorstehenden Artikel unsere Zustimmung nicht besitzen, so wollten wir denselben unseren Lesern nicht vorenthalten, weil diese Abhandlung nicht lediglich im literarhistorischen, sondern im allgemein menschlichen Sinn mit weiter Perspective geschrieben ist, welche die Gebrechen der Zeit vor das geistige Auge rückt und für die neue Gattung der Poetik erst in diesem Neuzuß die Erklärung und Rechtfertigung bietet.

Die Redaction.

Denn nicht die Wahrheit war es, was sie gesehen; nur aus dem Zusammenhange gerissene Atome ohne Nexus mit dem wirklichen Wesen und Zweck des verschwiegenen Räthsels.

Nur ein Einziger hat die scheue Unnahbarkeit dieser ewigen Sphinx erkannt und er hat, statt um ihr Geheimniß nutzlos zu wimmern, kindisch zu betteln, oder falstaffisch zu drohen, vorgezogen, ihr eine Nase zu drehen und sich graziös darüber hinwegzulächeln. Das war Heinrich Heine. Aber selbst der nicht immer!

Die einzigen Praktiker und Rationalisten, somit wahre Wohlthäter der Menschheit, waren hier die größten Ideologen. Es ist gerade, als ob sie allesammt dem Goethe vorweggedacht hätten die Verse:

„Ein Kerl, der speculirt, ist wie ein Thier auf dürrer Haide vom bösen Geist im Kreis herumgeführt. Und ringsumher liegt schöne grüne Weide!“

Diese Wohlthäter waren die begeisterten Propheten, welche in instinctiver Erkenntniß der Jagd nach dem Unmöglichen den armen Erdenkindern ausreichenden Ersatz im göttlichen Geschenk des Glaubens gaben und in der Hoffnung auf ein besseres Jenseits!

Hier sprechen wir es aus: Allen Anstrengungen sämmtlicher Gehirne in sämmtlichen Jahrhunderten zum Troste wird es nie gelingen... niemals... nie!... zu ergründen, woher wir kamen und wohin wir gehen, wie der Anfang war und wie das Ende sein wird.

Ohne Zweifel hat es solches gegeben und wird es solches geben, und wir folgern also: Nachdem das Ende tellurisch zweifellos ist, muß es logischerweise einen Beginn gegeben haben, denn wo das eine ist, kann der andere nicht fehlen.

Wem das unklar ist, der möge sich's gefälligst durch einen befreundeten Mathematiker oder Philosophen erklären lassen. Aber den Nexus der Erscheinungsformen für Beginn und Abschluß wissenschaftlich mit apodiktischer Sicherheit feststellen zu wollen, erscheint uns als eine geradezu frevelhafte Anmaßung. Wir haben hierfür die physische Vorstellung, als wenn ein Mensch es unternehmen wollte, sich, natürlich ohne Spiegel, in sein eigenes Antlitz zu schauen.

Derlei Motrias wären soweit als Experimente anstandslos zu dulden, würden sie nicht in Folge der nicht genug zu beklagenden Popularisirung der Wissenschaften selbst in den verbreitetsten Familienblättern zersekend auf den geringen Verstand der Massen wirken und ihnen den einzigen Halt rauben, den ihnen die Religion und der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode früher gegeben. Denn nicht mehr noch weniger ist die nothwendige Folge davon.

Selbst in dem bescheidensten Gehirn dämmert es zu Zeiten wie eine Ahnung auf, daß es außer den gewöhnlichen und allgemein greifbaren Dingen noch wichtige Fragen geben müsse, welche einer Ergründung werth seien.

Vollständige Unzulänglichkeit des Erkenntnißvermögens aber und Mangel an Selbstbeschränkung wie ein, selbst dem bescheidensten Menschen inwohnender Grad von Anmaßung drängen die Geister vorwärts in Bahnen, auf welchen sich ihren Blicken nur die Perspective in ein endlos graues und trostloses Nichts eröffnet.

Da unternimmt es nun das, was sich moderne Wissenschaft nennt, in gänzlichem Verkennen der Wahrheit, wie die Potenz der Massen ja nicht im Intellect, sondern im Gefühle liegt, jene auf Bahnen zu führen, welche sie von dem, was ihrem Gemüthe zur ausreichenden Befriedigung dienen könnte, immer mehr entfernen muß, ohne ihnen für diesen brennenden Verlust anderen Ersatz zu bieten, als eine entfernte Aussicht auf Entwirrung von Fäden, an deren Lösung zu verzweifeln der Forschung ihre schönste Aufgabe und ihr bestes Verdienst wäre.

So begeht sie einen doppelten Raub, und zwar an dem Intellecte des Menschen, dem sie nichts bietet, auf Kosten seines Herzens, dem sie Alles nimmt.

Wir verwahren uns aber feierlich dagegen, als würden wir der Wissenschaft im höheren als stupid handwerksmäßigem Sinne ihre große Bedeutung absprechen.

Die Theorien eines Aristoteles, eines Kepler, eines Kant, eines Newton, eines Darwin u. s. w. und in neuester Zeit eines Koch reißen zur Bewunderung hin, tragen das Merkmal des afflatus divinus an der Stirne und sind bahnbrechende Darlegungen erlauchter Geister.

Aber derlei große Theorien sind nicht aus beschränkt schablonenhafter Tistelei handwerksmäßig arbeitender Gelehrten mühsam zusammengestoppelt worden als Producte ausdauernden Fleißes, sondern sie sind hervorgegangen aus unmittelbarer und genialer Anschauung der Dinge und in Folge spontaner Eingebung, welche, einem grellen Blitze gleich, für einzelne, auserwählte Geister den Kern dort erleuchtet, wo die überwältigende Menge der lediglich Folgernden im ewigen Dunkel der umgebenden Hülle herumtappt. Aber jene Anmaßung, die aus den Fundgruben, welche jene genialen Denker eröffnet, nun mit vollen Händen schöpft, das Metall nach ihren beschränkten Begriffen modelt und ausmünzt und dann den werthlosen, neunmal verkupferten Schund als vollwichtiges Gold unter die betrogene Menge wirft, jene An-

maßung, welche zur Befriedigung des persönlichen, doctrinären Behagens, ja sogar aus Eigennutz ihre verzackten Lehren unter die Menschen schleudert; jene Anmaßung ist verkörpert in der Schaar falscher Propheten, deren Arbeit eine lediglich zeretzende ist, und zu deren einziger Entschuldigung dienen mag, daß sie die Tragweite ihrer Handlungen gar nicht zu ermessen vermögen.

Die Wissenschaft möge sich doch an ihrer eigenen Befriedigung genügen lassen und der ungeheuren Menge der Nichtgelehrten nicht Gedanken erwecken, welche sie selbst nie bewältigen kann, und welche in ungeschulten Gehirnen verwirrend und zerstörend wirken müssen.

Dem, nicht die Wahrheit ist es, wonach der Mensch verlangt, sondern der holde, verschönernde und erquickende Schein.

Der Glaube, den die moderne Wissenschaftsübung in den Massen nicht ohne Erfolg zu deteriorien sich anschickt, hat der ungeheuren Menge der arbeitenden, darbenden und leidenden Menschheit von altersher als Ersatz für die unvermeidlichen irdischen Mühsale, Entbehrungen und Schmerzen trostreiche Aussicht eröffnet auf die Pforten eines Paradieses voll ewigen und reinen Glückes.

Die sogenannte Forschung bemüht sich aus allen Kräften, jenen feligen Trost zu zerstören und bietet als Ersatz für diesen ungeheuren Raub, den sie an der Seele begeht, das Versprechen, die Pforten der Erkenntniß aller Dinge zu erschließen, welche Offenbarung im besten Falle nur ein Erkenntniß vom ewigen Fluche des Elendes und des hoffnungslosen Nichts sein kann!

So bestiehlt sie gemach die Seelen um ihren einzigen Halt und zwingt die Herzen in das stürmische Verlangen hinein nach möglichst reichlichem Genuße hier auf Erden, da alle versöhnenden Verheißungen nach den Lehren moderner Wissenschaft ohne Zweifel hinfällig sind und sein müssen.

Wir können unmöglich blind sein gegen den zeitlichen Nexus zwischen der Popularisirung der Forschungsergebnisse und der in gleichem Maße herschreitenden Erstarkung der socialen Frage!

\* \* \*

Drei große Räthselfragen sind es, welche vom Urfange her die denkenden Gehirne der Gattung in unaufhörlicher Bewegung erhalten, und an deren sprödem Metall aller Intellect zersplittert und zerschellt.

„Woher kommen wir? — Wozu sind wir da? — Wohin gehen wir?“ — An der Lösung dieser Fragen mühen sich alle Denker seit Jahrtausenden ab und vererben ihre Resultate an die Epigonen als Leitfäden in die dunklen Abgründe eines Labyrinthes, dessen Galerien in ewiger Kreiswindung immer wieder in sich selbst zurückkehren.

An der ersten dieser Räthselfragen quält sich seit Protagoras und Thales bis Faust die Wissenschaft herum.

Die zweite Frage beschäftigt die Kunst, vor allem die Poesie.

Die Lösung der dritten Frage hat noch mit der meisten Aussicht auf Erfolg die Religion versucht.

Wir wollen uns hier mit der zweiten Frage beschäftigen: Wozu sind wir da?

Mit diesem bangen Aufschrei mag sich schon das erste Menschenpaar an den zürnenden Himmel gewendet haben, um in der grollenden Antwort: „Ihr sollt Euer Brot im Schweiß des Angesichtes essen!“ nur ein neues und noch düstereres Räthsel zu empfangen. Denn zur Sünde schaffen und dann die Sünde mit ewigem Fluche zu strafen, das kann unmöglich der Sinn der Schöpfung gewesen sein. Und doch ist es so. Denn allem Champagner und Rheinlachs, der verzehrt wird, zum Troste, ist das Leben des Menschen eine Kette von körperlichen Schmerzen oder Seelenleiden, so selten unterbrochen und verschönert durch Augenblicke reinen und wahren Glückes. Hier waren es die Kunst und vor allem die Sage und Dichtung, und sie sind es bis auf den heutigen Tag geblieben, welche es unternahmen, den trostlosen Widerspruch zwischen dem Rechte der Menschenseele nach Glück und der Verweigerung desselben unter der Last eines unverschuldeten Fluches versöhnend zu lösen.

Hier liegen auch die Aufgaben der Kunst und Dichtung; aus dieser Erkenntniß und in Erfüllung dieser Sendung schöpfen sie ihre mächtigste und begeisterndste Kraft, in diesem Gedanken allein leben sie und in diesem allein haben sie das Recht anerkannt zu werden.

Sobald sich die Darlegung des Gedankens von dieser Quelle entfernt, hört das formvollendetste Zeug auf Kunst oder Poesie zu sein und wird verschiedenartigst benamster Schund von kurzem Glanz und schnellem und gründlichem Vergehen. Gleich wie die Noth die Mutter der Religion war, so ist sie die Mutter von Kunst und Dichtung, denn der erste Aufschrei der gequälten Menschenseele war zugleich auch das erste Gedicht.

Ja, das Bedürfniß, sich über die Noth des Augenblickes hinwegzutäuschen, lebt so heftig im Menschen, daß jeder, sogar der Nüchternste

zu Zeiten wenigstens Stimmungen haben wird, d. h. latente Poesie, und wenn auch die allerwenigsten fähig sind, denselben Ausdruck zu geben, so sind sie doch zufrieden, diesen durch den Dichter ihrer Wahl in versöhnender Weise und so wiedergegeben zu finden, als ob sie es selbst gethan hätten, und sind für den Augenblick glücklich damit.

Wie Anastasius Grün in seinem wunderschönen Gedichte sagt:

„. . . . Und singend einst und jubelnd zum alten Erdenhaus zieht als der letzte Dichter der letzte Mensch hinaus,“ so sagen wir, und mit dem ersten Menschen ist auch der erste Dichter in diese Erde eingezogen!

Wir wiederholen es, für den grausamen Widerspruch zwischen der Berufung des Menschen zu unverlangtem Dasein und seiner Belastung durch den Fluch des Leidens und zwischen seinem Anrechte auf Glück; dafür eine versöhnende Antwort zu finden, das ist die große und erhabene Aufgabe der wahren Kunst, welche den Menschen, indem sie ihn zerquetschert, zugleich erhebt und adelt.

Dieser Aufgabe sind die großen Kunstwerke aller Zeiten gerecht geworden und deshalb werden sie als unvergängliche Schätze dem Inventar des fühlenden Herzens einverleibt. Sie haben den Gedanken rein menschlich sine ira et studio zum Ausdrucke gebracht, ohne irgend welche Parteifärbung oder herausgehängte Tendenz, gültig für alle Zeiten und alle Menschen; darin liegt ihre unvertilgbare Wirkung auf alle empfänglichen Gemüther.

Von der ersten und gewaltigsten aller Dichtungen an, dem Alten Testamente, welches die bange Frage nach dem Zwecke des Daseins durch alle Stadien eines wunderbaren und erschütternden Kulturgemäldes und Heldenliedes vermittelt der seligen Verheißung einer göttlichen Erlösung der Versöhnung und Lösung zuführt, von der Ilias und Odyssee, von der Sage des Prometheus bis zur Kolossalstatue Zeus zu Olympia, vom Nibelungenliede und der Lyrik Walther's von der Vogelweide bis zu Raphael's Madonnen, Tizian's Assunta und dem Petersdome, von Shakespeare's Romeo und Cäsar, von Goethe's Weltgedicht „Faust“ und vor allem seiner „Phigeneie“, dieser herrlichsten aller Dichtungen, welche Menschengestalt je ersonnen, von Schiller's Tragödien, von Byron's „Manfred“ und Lenau's Liedern bis zum Gigantenwerke Beethoven's, der neunten Symphonie, und dem wunderbaren Steingebilde Canova's am Grabmale der Erzherzogin Christine; aus ihnen, wie aus den echten Kunstwerken aller Zeiten tönt als schmerzlicher Accord heraus die Klage um ein verlorenes Paradies,

die Sehnsucht nach einem nie gekannten Glück und die tröstliche Verheißung auf eine Zuflucht in das Land der ewigen, versöhnenden Schönheit.

Wir wiederholen es: hier hat die Kunst, vor allem die Poesie, ihre große Sendung zu erfüllen und hat sie zu allen Zeiten erfüllt; die herrliche Sendung, dem sehnsüchtigen Sturme und unstillbarem Drange in der Menschenbrust ein auf Erden erreichbares Ziel zu setzen.

\* \* \*

Wir versuchen keine Geschichte der Kunst, vor allem der Poesie zu schreiben, es läge dies weder in unserer Absicht, noch Aufgabe. Wir schreiben eben nicht für Ignoranten und setzen vom Leser voraus, daß derselbe von den Wandlungen Kenntniß habe, welche die Literatur bis Ende des letzten und Anfang dieses Jahrhunderts durchgemacht. So viel jedoch sei nebenbei erwähnt, daß jede Literatur den prägnanten Ausdruck der herrschenden Zeitströmung bietet.

Nicht Lessing, Goethe, Schiller haben den Gedanken die Richtung gegeben, ebensowenig die Encyclopädisten, Voltaire oder Rousseau, sondern sie haben erkannt und nur laut ausgesprochen, was die Mitwelt als dringendes Bedürfniß empfunden; darin liegen ihre unsterblichen Verdienste. Die Dichtkunst braucht zu ihrem Gedeihen mehr denn jede andere menschliche Darlegung eines günstigen Momentes. Der Boden, auf welchem der Same der Poesie in Halme schießen soll, muß durch Wind und Wetter aufgeschlossen werden und empfänglich sein; nicht der Dichter ist es, der den Geist der Zeit macht, sondern dieser erst giebt dem Worte die Kraft der Gerichtsposaune, welche nun Gedanken in die Räume hinausmettert, die zum Gemeingute von Millionen werden und an welchem Lösungsworte sie sich nun erst erkennen, da sie es bisher nur als dunkles Gefühl in verschwiegener Brust getragen.

Ähnlich ist es mit den Propheten. Nicht daß irgend ein Schwärmer nach Belieben mit der Absicht hervortreten könnte, sich als Prophet aufzuthun. In früheren Zeiten war sein Los der Scheiterhaufen, heute würde er seinen Lauf im Irrenhause beschließen. Wenn aber die bestehende Ordnung, welche niemals unantastbar sein kann, Niemanden mehr befriedigt, wenn die Fähigkeit zu empfinden und sich zu begeistern immer mehr aus den Seelen schwindet, wenn die Begriffe von Tugend, Pflicht und Ehre nur mehr als leere Worte mitgeschleppt werden,

wenn Greise und Kinder ihrem Leben freiwillig ein Ende machen, wenn eine allgemeine Verwilderung der Seelen und Verwirrung der Begriffe einzureißen droht, wenn Nüchternheit des Herzens und drängende Zweifel bis zur Unerträglichkeit gesteigert sind, mit Einem Worte, wenn wir in den Zuständen ein klares Widerbild des entnerbten und versinkenden römischen Weltreiches erblicken, dann schreit die verzweifelnde Menschheit nach einem Propheten, der sie aus ihrem Elende befreit; dann wird er immer wieder kommen, wie er dereinst vor neunzehnhundert Jahren gekommen ist! . . . . .

Auf die Periode des Sturmes und Dranges in der Poesie, sowie im Leben der Völker zu Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts, unter den Donnern eines Krieges ohne Ende, folgte die Erschöpfung und Ernüchterung. Selbst Goethe, der Dalai-Lama und Großmeister im Reiche der Geister, war damals schon alt und langweilig geworden und hatte sich überlebt.

Napoleon, der Prometheus des Jahrhunderts, war an dem einsamen Felsen, mitten im weiten Weltmeere, geschmiedet. Dieser menschgewordene Begriff des erhabensten Genius, dieses personifizierte Epos ohnegleichen, hatte sich in seinen Fesseln dort zu Tode geknirscht und gerungen, und *aurea mediocritas* trat in ihre natürlichen Rechte.

Auf die unerträgliche Anspannung aller Kräfte folgte nach errungenem Siege in den Völkern das Gefühl einer kaum gekamten, unendlich wohlthuenden bürgerlichen Behaglichkeit. Europa hatte den Waffenrock ausgezogen und that sich nun in Pantoffeln und Schlafrock seine Güte. Während des fünfundzwanzigjährigen Waffengetöses war die Kunst stehen geblieben oder hatte wunderliche Formen angenommen. Die Franzosen stelzten noch immer auf ihren Alexandrinern herum, und was die bildende Kunst geworden, das sah man an dem sogenannten Empirestyle, eine Verbalhornung und Versteifung des Rococostyles, welcher, eben nur durch die Lebhaftigkeit seiner Formen erträglich, nun zu einem hölzernen, nichts sagenden, geistlosen Schnickschnack, dem Popfstyle, geworden war und die ganze Welt damit verpestete. In Deutschland, wo sich das Volk an den herrlichen Dramen Schiller's so lange erbaute und die Liebe zum Vaterlande daraus erst erkennen und schöpfen lernte, als es nicht rheinbündlerisch geworden war, verstummte alle Poesie fast gänzlich, um erst im Befreiungsjahre in den Liedern und Gesängen der Patrioten, vor allen Körner's, wieder aufzuleben. Für den Gedanken des Vaterlandes klang in der Seele Goethe's selbst die leiseste Saite niemals.

Jetzt, nach erfochtenem Siege, kehrte die Ruhe des Kirchhofes in Europa ein. Wir wollen uns nicht mit der Frage beschäftigen, ob dieselbe zu decretiren ein Gebot der zwingenden Nothwendigkeit gewesen; leugnen läßt sich jedoch nicht, daß die verfloffenen Ereignisse einen großen Gedanken unter die Massen geworfen, welcher jetzt dieselben in seinem gebildeten Theile in stiller Gährung erhielt, nämlich den Gedanken an die Zusammengehörigkeit zu einem großen Volke und Vaterlande, als Brüder eines Stammes und einer Nation, wie sie es auch unter den Hohenstaufen nie gewesen. Dieser Gedanke war zum Mindesten jedoch nicht zeitgemäß und wurde in Gestalt seiner Träger an verschiedenen sicheren Orten niedergehalten. So kam es, daß er nahezu erlosch, mindestens verstummte, und daß sich nun die Leute sowohl diesseits als jenseits des Rheines einer möglichst behaglichen Lebensführung überließen.

In Frankreich war es hauptsächlich Béranger, welcher durch seine Lieder die Erinnerung an die große Zeit im Volke wach erhielt, welche Erinnerung dasselbe so gemächlich als möglich zum Trost für die beiden Invasionen auf sich einwirken ließ. Im Uebrigen verflachte die Poetik dort zu den zusammengestoppelten Romanschmierereien eines Dumas, Sue und Consorten, bis Victor Hugo endlich einen anderen Ton anzuschlagen begann.

In Deutschland hatten die Dichter der letzten Periode, selbst Schiller, ihre Aufgabe erfüllt, nach gethaner Arbeit bedurfte es keines Tyräos mehr, umsoneniger, als dessen großartige Brusttöne im Tell, in den Räubern u. a. m. sogar manchen Ohren etwas unhold klangen.

Die großen Gedanken waren durchgedacht und durchgekämpft worden bis zu einer jener Stationen, wie sie den Völkern in ihrem Entwicklungsgange stets in Form einer langen Ruhepause gesetzt sind. Und nachdem die Kunst, oder doch mindestens die Sucht nach künstlerischer Darlegung aus den Gemüthern nie verschwinden wird, so nahm sie nunmehr in Folge der jeder Anregung sowohl als Aufregung abholden Zeitströmung Gestalten an, bei denen der Geist in einer inhaltlosen Form unterging.

In der Architektur der nüchternste Kasernenstyl, in der Malerei das geistloseste Genregeflüge, in der Schriftstellerei das abgeschmackte Geschmier eines Spieß, Claren u. s. w., in der Poesie und im Drama das leere Formwesen eines Rozebue, das Schicksalsdrama eines Müller, die anmaßenden Keimereien eines Raupach, welcher im Laufe eines Jahres mit je einem Lust-, Schau- und Trauerspiel den Preis davon-

trug, als großer Dichter proclamirt und nebst Kogebue an die Seite Schiller's, wenn nicht über denselben gestellt wurde. Der einzige Schwan unter den Gänsen in der Pfütze deutscher Dramatik, Grillparzer, vermochte mit seinen Dramen wohl zu einer reinen, aber nicht zu einer überwältigenden Wirkung zu gelangen, da ihnen trotz ihres künstlerischen Aufbaues die Unterlage eines wahrhaft hinreißenden Gedankens fehlte. Sie blieben im großen Ganzen Kunstwerke von anerkannt akademischem Werthe, wurden recht gerne angesehen, vermochten aber nicht den Menschen aus sich selbst herauszuführen. Der Einzige im Europa von damals, welcher die Bedingungen der Classicität in sich trug, Byron, ging an jeglichem Mangel von innerer Harmonie, an beispielloser Zerfahrenheit des Gemüthes und an Hypersubjectivismus zugrunde, ohne nachhaltig auf die Seelen gewirkt zu haben.

Lenau, dessen düsterviolette Lyrik die ergreifendsten Töne anschlug, der aber in ihnen weniger die Sache der Menschheit als seine eigene Sache führte, konnte ebensowenig überwältigend auf die Gemüther wirken und ihrem latenten Verlangen künstlerischen Ausdruck geben als Uhland und Anastasius Grün u. A., welche ihrer Poesie bei allem Verständnisse des Zeitbedürfnisses zu enge Grenzen setzten, da sie nur das naheliegende, äußerliche Uebel besonderer Natur sahen und bekämpften.

Nur im Reiche der Töne, als jener Kunst, welche als die feinste und innigste am wenigsten abhängig ist von der Tyrannei der Zeitströmung, war die classische Periode herangebrochen, und wurden aus dem Riesenhaupte eines Beethoven und aus der menschengewordenen Lyrik im Herzen Franz Schubert's Titanenwerke und Liedererschätze geboren, welche als unvergängliche Kunstwerke Eigenthum aller Völker geworden sind.

Da schlugen in diese unerquickliche künstlerische Dede plötzlich ganz neue und ungehörte Klänge. Sie kamen von Heinrich Heine. Auch er hatte die große Frage „Wozu sind wir da?“ gestellt und mit vollerm Bewußtsein als seine sämmtlichen Zeitgenossen sich selbst darauf die Antwort gegeben, wie wir es niemals ergründen werden. Anstatt nun in Klagen darüber auszuströmen oder sich allerlei Trugsysteme dafür zurecht zu machen wie die Weltschmerzler, oder sich und andere anzulügen wie die Romantiker, rechnete er mit der vollendeten Thatsache und jubelte und witzelte sich über eine Frage hinweg, an deren Lösung er zweifeln mußte.

Der ewig wiederkehrende Refrain aller seiner Dichtungen klingt mit Hohnlächeln in die Worte aus: „Geh an der Welt vorüber, es

ist nichts“ — das Nirvāna der Inder. So hat Heine als der Erste den heute allmächtigen Nihilismus als Zweck des Daseins proclamirt.

Aber so berechtigt damals ein Protest gegen das matte Geleier oder mindestens ungenügende Schaffen war, in dieser Weise war der Protest von Uebel. Und so wenig wir dem Genie Heine's unsere Bewunderung versagen können, so wenig können wir in ihm einen wahrhaft großen Dichter erkennen. Wie ein heimlicher Krebschaden hat sich der Geist, der durch seine Dichtungen weht, in die Zeit eingebohrt; stille und im Verborgenen wuchernd, ist er seit zehn Jahren ungefähr als Geschwür aufgebrochen und frißt sich nicht nur in die literarischen Organe, sondern in die Seelen hinein. Er war es, der die Geister auf das so bequeme Auskunftsmittel der reinen Negation hingewiesen, und in dem unterminirten Boden unserer Tage hat er den passenden Saatgrund für seine Theorien gefunden. Der Russe Turgénjew war sein erster und eifrigster Jünger.

Vor fünfzig Jahren erweckte das geniale Gewizel über Alles, was dem Menschen heilig sein soll, mehr literarisches Interesse, aus welchem Schlußfolgerungen nicht gezogen wurden, heute wirkt der Gedanke, welcher seine Dichtungen durchzieht, als zersekende That. Und doch schlägt er in manchem seiner Lieder Töne an, welche wirklich einen Keim von Ausöhnung mit dem Schicksale in sich tragen.

In literar-reformatorischem Sinne, wie Lessing, Goethe, Walter Scott, im menschlich befreienden Sinne, wie Schiller und Victor Hugo, haben die Werke Heine's nicht gewirkt, obwohl er eine schwere Menge von Nachahmern fand, welche ihm abgesehen hatten, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Denn die Negation baut nie auf, sie zerstört nur.

Aber die Zeit, in welcher er lebte, war seinem Ideale noch nicht reif. Die Romantik und Unnatur im Buch und auf der Bühne stand noch in voller Blüthe, und als nach Goethe's Hintritt Ludwig Tieck zum literarischen Papst proclamirt ward, gelangte die blaue Romantik eines Jean Paul in ihre alten Rechte. Wenn Heine in Entrüstung über das süßliche, frostig wizelnde Geleier des Einsiedlers aus der Kollwenzerei, wenn er, erschreckt von der burlesken Kraftmeierei des Lippe-Detmold'schen Shakespeare, Grabbe, in seinen Dichtungen sich zur Klarheit durchringen wollte, so war diese Absicht um so rühmlicher, als er die Lösung der Frage im Gewande einer selten erreichten Schönheit versuchte. Aber die Zeit war hausbacken und energielos geworden, gleich unfähig zu großen Gedanken wie zu großer That, und als er dann seine Feder schärfte, um die stumpfen Seelen zu

figeln, da trug sie an ihrer Spitze einen schlimmen Keim, den Keim der absoluten Verneinung, welche heute in Blasirtheit und Nihilismus zur praktischen Thatfache geworden ist . . . . .

Die Literatur war seit Goethe nahezu stehen geblieben, eigentlich zurückgegangen. Alles, was producirt ward, und dessen gab es eine Unmasse, reichte selten über das gewöhnliche Mittelmaß, häufig kaum über das Stadium schüchternen Versuche hinaus. Es fehlt an jedem großen oder doch gefunden leitenden Gedanken, und an die Stelle der Kunst begann geistlose akademische Künstelei zu treten.

Hier die deutsche Literatur vorzugsweise berücksichtigt, so herrschte die größte Dede auf dem Gebiete der Bühnenproduction. Von den kunstvoll gebauten Dramen des Bühnenvirtuosen Grillparzer abgesehen, dessen Werke jedoch bei allen Vorzügen der hinreißenden Wärme entbehren, war alles Andere im besten Fall entweder überspannte Kraftschäumerei, welche schon über die Grenze des Erhabenen in das Lächerliche hinausgreift wie bei Hebbel, oder Mißgriff in der Wahl der Motive wie bei Otto Ludwig, dem bedeutenden Dichter, oder blos liebenswürdige Kleinmalerei wie bei Halm, oder kühle Reflexionspoesie wie bei Laube und später Riffel, oder endlich ganz gewöhnliche Maché, welche gar nichts mehr, weder zu denken noch zu fühlen giebt. Von einem hinreißenden Eindruck wie bei Schiller's Dramen, von einer Weihe der Stimmung wie bei Sophokles, bei Goethe's Faust und Sphigenie in Summa für Erwärmung seiner Seele, bekam der Zuschauer, so sehr er darnach verlangte, aus der zeitgenössischen Production nichts mehr zu spüren.

Und erst das Schau- und Lustspiel! Daß Gott erbarm'! Wir erinnern uns eines sehr beliebten Stückes, „Bekanntnisse“, welches einen Großmeister des Lustspieles zum Verfertiger hat. Hier spricht ein junger Mann die längste Zeit mit seiner Braut, welche sich eifersuchts halber als Officier verkleidet hat, ohne daß er sie erkennt! Und derlei abgeschmackte Kost ward dem Zuseher geboten, so daß er sich endlich in die schlüpfrigen Scenen und witzigen Dialoge der französischen Schauspiele zu flüchten begann, welche besonders seit dem „urdeutschen“ Laube nun waggonweise von jenseits des Rheines bezogen wurden.

Wir stehen nicht an zu behaupten, daß ein guter Theil des besten Witzes, der ganzen Originalität und der schönsten Poesie, welche noch im deutschen Volke schlummerten, ihr Asyl in den Münchener „Fliegenden Blättern“ suchte und fand. So schleppte sich der Jammer fort und weit über das große Jahr 1848 hinaus bis in unsere Tage

hinein, und wenig unmittelbare Töne aus dem Herzen heraus bekam der Leser oder Zuschauer zu vernehmen.

In Frankreich war wohl Victor Hugo eine Macht geworden, und zwar mit Recht, denn er trug das leuchtende Mal des Genius an der Stirn. Aber so sehr er mit glühendem Herzen in jeder seiner Dichtungen die Sache irgend einer menschlichen Gesellschaftsclasse führt, so sehr er mitzureißen vermochte, zu erschüttern, zu rühren, so wenig verstanden es seine Werke, reine Befriedigung zu erwecken, da seine großartigsten Offenbarungen unter einem Gebirge von Schwulst und Bombast erdrückt werden, wenn sie nicht gar sich in das Nebelheim der crassesten Unnatur und Unmöglichkeit spurlos verlieren. Aber ein menschlich befreiender Zug ist doch in jeder seiner Dichtungen zu verspüren, und er vor Allen war es, der der modernen französischen Production das Ideal gezeigt hat, dem sie nun durch Roth und Cloaken und auf Umwegen entgegenwandelt, die befürchten lassen, das Ziel werde unerreicht bleiben.

Von diesen Idealen, der Liebe zum Vaterlande, der Liebe zur Ehre, der Liebe zu seinen Nebenmenschen, der Liebe zu Gott, hat die romantische und jungdeutsche literarische Production nichts gewußt.

Bühne und Roman waren bis in die jüngste Zeit, mit seltenen Ausnahmen, zum Tummelplatz für Experimente geworden mit dem Zwecke, die Menschen durch allerlei Schnurren und Späße, welche den Stempel der Unnatur und der Mache an sich trugen, in einen mehrstündigen Zeitmord hineinzulassen, bei dessen Uebung sie der Fähigkeit selbstständigen Denkens vollständig entbehren konnten. Und was die eingeborene Dichtung noch unvollendet ließ, das erfüllte mit Glück die ohne Auswahl bezogene Schundwaare von jenseits des Rheines.

Mitten in diese Wüste klang in den Fünfzigerjahren ein frischer Ton und ein helles Trompetengeschmetter hinein. Sie kamen von Victor Schefel. Nicht ganz unbekannt durch seine originellen Studentenlieder, davon eine erkleckliche Anzahl zuerst in den „Fliegenden Blättern“ erschienen war, gab er seinen Sang vom Oberrhein, seinen Trompeter von Säckingen. Nicht daß wir dem Spielmannsliede irgend welchen tieferen Werth zusprechen würden, aber inmitten des geschraubten, gezwungenen und verlogenen Zeugs floßen die einfachen, formschönen, jeder Mache baren Weisen daher wie ein erfrischender Bergquell, in dessen sanftem Gemurmel die Mahnung zu vernehmen war nach Rückkehr zur Einfachheit, zur schlichten Derbheit, zur Natur. — Das war

eine erlösende That. Wie sehr das Lied dem tiefgefühlten Bedürfnisse Ausdruck gegeben, das bezeugen die dreihundert Auflagen.

In seinem Roman „Ekkehard“ befreite er sich von der gewöhnlichen Romanschablone und schuf eine Dichtung, die in einzelnen Theilen beinahe ein Kunstwerk genannt werden dürfte. Hier tritt uns in einigen Figuren ein bisher ungekannter Realismus, eine Natürlichkeit des Denkens entgegen, welche in ihrer Gesamtwirkung kaum durch allerlei nebenbeilaufenden romantischen Schnickschnack beeinträchtigt werden. Hier wird ein schöner und großer und allgemein menschlicher Gedanke zum ersten Male nach langer Zeit vor das Forum des Geistes gezogen und diesem wieder etwas zum Denken gegeben. Aber nicht genug.

Darin liegt der Mangel von Scheffel's Poesie. So wohlthuend sie in zahllosen Herzen gewirkt hatte, zu selbst bescheidenster Befriedigung so vieler Räthselfragen hat ihre Kraft nicht ausgereicht. Ebenso wenig wie Hamerling's Alhasver, nebst Scheffel die bedeutendste dichterische Erscheinung der letzten Jahrzehnte. War jener zu wenig intensiv in seinen Anforderungen, so war es dieser zu viel. Um aus dem prachtvollen Epos den eigentlichen Kern herauszuschälen und mehr als bloß farbenprächtige Bilder darin zu erblicken, um zu erkennen wie der Hinweis auf das Versinken seiner Götter durch des Menschen eigene Schuld, die beginnende Versöhnung und der Aufbau einer neuen sittlichen Weltordnung durch die Größe und Erhabenheit des duldenden Christenglaubens der Kern der Dichtung sei, dazu bedarf es einer verständnißvolleren Lesung als sie im Allgemeinen vorausgesetzt werden darf. Deshalb wird das Epos trotz seiner Schönheit niemals Gemeingut der Nation deutscher Zunge werden, wie es „Hermann und Dorothea“ geworden ist.

Aber bei dem großen Ruhme, welchen sich Scheffel durch jene beiden Werke errungen, hat er doch namhaftes Unheil angerichtet. — Er hatte Schule gemacht.

Die Romanliteratur begann sich in den letzten Jahrzehnten gründlich zu sichten und endlich in zwei strenggesonderte Gruppen zu theilen, welche sich mittelst Cartel verpflichtet zu haben scheinen, bei der Abfütterung des Publicums nicht in die fremden Krippen übergreifen.

Es wurden die Schablonen systemisirt, vielleicht auch privilegiert und gerichtlich eingetragen und dann lustig an die Arbeit gegangen. Die Wissenschaft auf allen Gebieten hatte so ungeheure Fortschritte gemacht, daß es wohl nicht mehr anging, auch die geistige Erfrischung

in bisheriger zwanglos ungelehrter Weise dem Publicum zu verabsolgen. Es mußte wissenschaftlich geordnet werden.

Vorher jedoch noch zu etwas Anderem.

Um der Bühnenproduction zu erwähnen, sei nur so viel gesagt, daß sich darüber zu sprechen kaum lohnt. Wurde ein wirklich werthvolles Stück aufgeführt, so war es von den Classikern oder Grillparzer, oder Heibel und Otto Ludwig, oder Gutzkow, oder Raimund; wurde ein lustiges Stück herabgeleiert, so war es Pariser Waare, alles andere verdient außer Freytag's „Journalisten“ kaum einer Erwähnung. Wie die Leute angezogen waren, was sie thaten, ob sie sich heiratheten oder starben, das war ganz gleichgültig, wenn nur die dritthalb Stunden vor dem Thee umgebracht waren.

Es gab und giebt noch Lustspiele, um den Gähkrampf zu bekommen, wie z. B. den „Unterstaatssecretär“, oder Trauerspiele mit Helden von Pappendekel, Seelen von Kleister, deren Handlungen nur Worte sind, nichts als leere Worte, an die kein Mensch glaubt, der Dichter am allerwenigsten, und bei denen man nur froh ist, wenn der Held abgethan und das Stück zu Ende ist. Es giebt Schauspiele, in denen mindestens Eine dermaßen läppiſche Scene vorkommt, wie sie unmöglich ist, Volksrührstücke, in denen die Leute gerade das Gegentheil von dem thun, was allgemein menschlich und möglich ist.

Das Beste sind noch die Possen und Operetten, so schlecht sie sind, dumm und nichtsnützig als Verhöhnung alles dessen, was dem Menschen theuer sein soll. Aber man kann doch wenigstens darüber lachen.

Und doch haben wir so herrliche Vorbilder. Aber der Spiritus! ja, der ist fort und der Lehnstuhl ist geblieben!

Alles das wird am Schreibtische fabricirt, nicht aus echter Intuition, noch aus unmittelbarer Anschauung heraus, wozu der Geist gewöhnlich zu befangen und die Augen nicht offen genug sind; nein, aus doctrinärer, grundsätzlicher Ableitung heraus; denn wir finden unter den sämtlichen Dichtungen der letzten fünfzig Jahre wenige, welche bezeugen, daß der Autor auch nur eine Ahnung vom wahren Wesen des Menschen hatte.

Der aus der Noth Gerettete erstirbt in ewigem Dank gegen seinen Wohlthäter; der Freund opfert sich für den Freund; der Bucherer zerreißt voll Edelmuth den Wechsel seines Schuldners, obgleich ihm dieser seine Braut abspenstig gemacht; der Schurke legt ein reumüthiges Geständniß ab, die tödtlich beleidigte Frau vergißt und verzeiht, alles

löst sich in Wohlgefallen auf, weil es inzwischen dreiviertel auf zehn Uhr geworden ist und die Leute soupiren wollen. Das alles ist so herkömmliche Theatereschablone; nur nicht einfach menschlich!

Nicht besser war und ist es in Frankreich und anderwärts, und wenn wir von dem großen Realisten Gogol dem Russen absehen, so können wir getrost behaupten, die Bühne war in ihrem dramatischen Theile auf den Hund gekommen. Daß es ihr nicht auch in musikalischer Richtung geschah, ist Richard Wagner's großes und unsterbliches Verdienst. Seinem großen Vorläufer Mozart ähnlich, war er es, welcher dem langweiligen, trivialen und inhaltsleeren italienischen Geleier, welches nach Beethoven die Bühnen zu beherrschen begann, ein dauerndes Ende machte.

Was Meyerbeer nicht ohne Glück versucht, die Schaffung eines Musikdramas, in welchem die Melodie da ist, um die Handlung des Textes zu begleiten und in ihrer Wirkung zu verstärken, im Gegensatz zu den Italienern, bei denen die Handlung Nebensache, der Text grauenhafter Blödsinn und nichtiges Gedudel die Hauptsache ist, hat Wagner in seinen beiden Opern Tannhäuser und Lohengrin, besonders in letzterer, großartigster Vollendung entgegengeführt.

Daß er in seiner angeschmeichelten Gottähnlichkeit später über das Ziel hinauskam, um sich schließlich in ein endlos breites Tönegewimmel zu verlieren, das sei ihm um so leichter vergeben, als er der eigentliche Schöpfer der musikalischen Tragödie war und der Vater eines gesunden Realismus, welcher die Schönheit und die Wahrheit in der Musik vereint.

Hier hat er auch eine Schule geschaffen, deren Einfluß in sämtlichen modernen musikalischen Dichtungen unverkennbar ihre gebietende Kunde um die Welt machen wird, bis der zukünftige naturalistische Messias im Reiche der Töne eine neue Bahn eröffnen wird, auf welcher Bahn sich die Melodie in ein, den verschiedenen Thieren abgelauchtes Grunzen, Quicken und Heulen auflösen dürfte.

\* \* \*

Nachdem die Lyrik in den letzten Jahrzehnten zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, so beschäftigten das Drama, der Roman und die Novelle nahezu ausschließlich das literarische Bedürfniß des Publicums.

Wie schon gesagt, aus der Masse der deutschen Romanliteratur heben sich zwei große, scharf abgegrenzte Gruppen hervor, welche je eine besondere Type zur Grundlage, allmählig den ganzen Büchermarkt zu beherrschen begannen.

Diese Hauptgruppen sind der Familienroman und der gelehrte Roman.

Die erste dieser Gruppen bezog bis vor Kurzem ihre stehende Figur aus einem alten englischen Romane „Jane Eyre“ von Currer Bell, welcher Roman nicht ohne Glück von Frau Birch-Pfeiffer in das Schauspiel „Die Waise von Lowood“ umdramatisirt wurde.

Jedermann kennt die Geschichte. Ein armes Mädchen wird Erziehlerin im Hause eines reichen Mannes, dessen Töchterchen man ihrer Obhut anvertraut. Dieser reiche Mann ist, seinem Reichthume entsprechend, gegen das arme Mädchen ein rechter Schroll und Flegel, bis er, von ihrem edlen und starken Charakter bezwungen, von ihrem Liebreize entzückt, seine Lünnelei in sanfteren Empfindungen schmelzen fühlt und ihr endlich als Sklave zu Füßen sinkt. Eine wunderschöne Variante über das Thema von der Macht der Reinheit und Schönheit des Weibes.

Aber auch ein unerschöpflicher Stoff zu allerlei Lustschlößern für jedes arme und hübsche oder mindestens tugendhafte Mädchen.

Da war es nun, daß eine Frau Marlitt diesen wunderbaren Stoff vor bald dreißig Jahren aufgriff und mit vielem Geschick zu einem Roman, „Goldelse“, zu verarbeiten begann.

Dieser Abklatsch eines alten Romanes und alten Theaterstückes wirkte Wunder und wurde von hunderttausenden armer und tugendhafter Mädchen verschlungen.

Jetzt wurde das Recept hergestellt und die Fabrik in Betrieb gesetzt. Personen: Ein Mädchen, ein jüngerer Mann, Tante, Onkel, sonstige Verwandte, Volk, endlich Intriganten. Erster Theil: Das Mädchen mag den jüngeren Mann nicht, er mag sie auch nicht; sie sagen einander alle möglichen Anzüglichkeiten. Gegenseitiges Adieu.

Zweiter Theil: Sie denkt gar nicht an ihn, da er sie nicht interessirt, obwohl er doch kein uninteressanter Mensch ist. Wenn er nur nicht er wäre. Er denkt dasselbe. Wenn sie nur nicht sie wäre. Die Dichterin läßt verhaltene Leidenschaft ahnen.

Dritter Theil: Sie treffen einander ganz zufällig irgendwo und sind womöglich noch ungezogener gegen einander. Hier greifen nun die Intriganten ein. Sie hassen sich bereits.

Vierter Theil: Sie fällt vom vierten Stockwerke herab oder ins Wasser, oder ein wilder Ochs, oder irgend ein bedenklicher Zwischenfall; mit einem Worte, er rettet sie oder doch irgend etwas von ihr, sie hebt in seinen Armen und sie gestehen einander, daß sie sich vom ersten Augenblicke an namenlos geliebt haben. Uebers Jahr wird von einem Kinde gesprochen.

Dies ist die erste Gruppe, und Romane dieser Sorte können der zarten Empfindungen wegen, welche in ihnen wuchern, wie Brennessel in einem kühlen Hofe, mit Glück nur von weiblichen Händen behandelt werden. Seit nahezu dreißig Jahren bekommt das Familienblatt-publicum, also Millionen, keine andere Kost. Ein solcher Roman ist ja ganz hübsch und berechtigt, aber ihre Zahl hat hundert gewiß überstiegen. Der Schlauch ist der alte, auch der Wein ist der alte, nur stets verschieden gefärbt. Das Thema wird ins Endlose breitgetreten. Einmal ist sie reich und er arm, dann umgekehrt; hier spielt die Geschichte auf dem Lande, dort in der Stadt, da ist es ein Geheimniß, dort etwas anderes; die Schablone ist stets dieselbe.

Von irgendwelcher Vertiefung oder Begründung, von Seelenmalerei oder mindestens irgend welcher Tendenz ist keine Rede und kann auch keine sein.

Es ist das platteste Zeug von der Welt und immer dasselbe, heiße nun die Schriftstellerin Marlitt oder Werner, oder Hillern, oder Heimburg, es ist stets der alte behagliche Abklatsch von der armen Jane Eyre. Selbst nach Frankreich hat das böse Beispiel schon übergriffen, denn der Steinbruch und Hüttenbesitzer sind gar nichts anderes, als gewöhnliche Plagiate an Marlitt und Consorten. Aber wenn auch das gewöhnliche Lesepublicum unter diesem Geleier dahindufelt in glückliches Denknichts hinein, für den etwas denkenden Menschen ist die Kost bereits so schal und abgeschmackt geworden, daß der Protest dagegen ein Bedürfniß des Zeitgeistes und als solcher unausbleiblich und bedenklich geworden ist.

Die zweite Gruppe hat Victor Scheffel, der liebenswürdige „Trompeter von Säckingen“, auf dem Gewissen.

Raum hatte dieser seine ersten Auflagen erlebt und versprach ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes zu werden, als sogleich eine Menge Poeten die Hemdärmel aufstreichten und sich hinsetzten, um ebenfalls ihre Spielmannsweise loszulassen.

Da liegen sie denn vor uns, diese Lieberschätze in grünen, blauen, rothen, goldgepreßten Einbänden mit ihren Jägern, Schützen, Burschen

u. s. w., wie denn beinahe schon jede Zunft ihren Vertreter hierzu gestellt hat, und da haben wir schwere Wahl, wollen wir etwas darin entdecken, was sich nur über die leichteste, gedankenleere Reimerei erhebt.

Aber nicht genug an dem. Wenig Jahre waren nach dem Erscheinen des wirklich schönen und originellen Romans „Ekkehard“, welcher bekanntlich im 10. Jahrhundert und am Bodensee spielt, ins Land gegangen, als das gelungene Beispiel zur Nachahmung reizte. Der Roman aus grauer Vorzeit wurde Mode.

Es erschien zuerst unter gutem Namen eine Folge von Romanen, welche den Lebenslauf eines Hauses vom Alemannenherzog an bis zum Handwerker einer modernen Stadt mit dem Eifer des Chronisten verfolgen und wobei der leitende Gedanke, wollen wir von dem sehr fragwürdigen Culturbilde absehen, lediglich eine genealogische Tisfelei ist. Vom Knecht zum Fürsten, das wäre noch angegangen, aber umgekehrt? Und dabei wird besonders in den ersten Theilen in einer Art indianischem Kauderwälsch gesprochen, welches uns mit dem besten Willen von der Welt nicht in eine Denk- und Sprechweise einzuführen vermag, für welche uns jeder Maßstab verloren gegangen ist.

Ohne Zweifel war bei Fertigstellung der Waare vor Allem der Gedanke maßgebend, die Handlung noch um ein Gutes weiter zurück zu rücken, als es Scheffel im „Ekkehard“ mit so viel Glück gethan. Man wird uns darauf mit dem Beifalle antworten, welchen die Romane gefunden. Wir aber sind alt und erfahren genug, um zu wissen, was es mit solchem Beifalle auf sich hat, und wie sehr die Menge geneigt ist, heute „Hosiannah“ zu schreien und morgen: „Kreuzige ihn“. Wer spricht heute noch von den Ahnen?

Doch die Losung war ausgegeben und das Geschäft florirte. Was wollte man mehr?

So nahm nun jeder Gelehrte irgend eine alte Schwarte vor und so erstand uns eine Sündfluth von sehr alten und sehr gelehrten Romanen.

Was nur an Knochen und Rüststücken erreichbar war, wurde ausgegraben; es entstand eine ganze Folge von geschichtlichen, archäologischen, hieroglyphischen und prähistorischen Geschichten, in denen wohl ungeheuer viel Professorenwissen und Forscherfleiß aufgestapelt, aber auch der letzte, spärliche Rest von Poesie und originellem Denken glücklich in den Boden gestampft wurde.

Da zappeln sie sich ab in der Toga, im Bissusgewande, in der syrischen Wolle und in allen möglichen Trachten, und proclamiren als

Kaiser und Pharaonentöchter und weiß der Himmel was alles, die plattesten und blutleersten Redensarten zu unerfindlichem Zwecke, und zum offenen Munde hängt ihnen der beschriebene Zettel heraus, den ihnen der Herr Professor hineingesteckt.

Selbst einem echten Dichter von Gottes Gnaden war es vorbehalten, in seinem gelehrten Romane „Aspasia“ das Opfer des Genies zu bringen.

Sogar ein Kenan hat sich daran gemacht, ein lächerliches Drama, „l'Abesse de Jouarre“ zu schreiben. Die Krankheit war ansteckend und leider kein Impfwang dagegen. Kein Gelehrter, der nicht irgend ein philosophisches oder wissenschaftliches Thema plötzlich poetisch verwerthen wollte. Wer im Wissen derart zu Hause ist, dem muß doch die Dichterei, so er nur will, reines Kinderpiel sein. Es war bereits zur Epidemie geworden. Alljährlich, so sicher als wir das Frühjahr erwarten, konnten wir auch der Ankündigung eines Romanes aus der Feder des berühmten Professors und nebenbei Dichters so und so entgegensehen, welcher noch um ein Paar hundert Jahre hinter dem letzten spielen werde.

Dabei eine Geziertheit und absichtliche fette Breite der Sprache, welche sich endlos weit von jedem natürlichen Tone entfernt. Die Leute sprachen alle in Sohlenleder. Und nachdem die Autoren selbst den Abgang jedweder Spur von Geist, Leidenschaft und Gemüth instinctiv verspüren mußten, suchten sie Ersatz für diese Mängel in der möglichst stylvollen Form.

Diese ist überhaupt die letzte Zufluchtsstätte und der beste Trost für jede Impotenz; die Form läßt sich nämlich bei hinreichendem Fleiße erlernen, der Geist niemals.

Verschiedenartig bekleidete Puppen, nein, nicht Puppen, platte Papierfiguren mit elenden Contouren, die am Schnürchen hin- und hergeschnappt werden, aber keine Menschen von Fleisch und Blut, mit Gedanken und Leidenschaften sind es, welche da vor uns herumziehen, und aus deren Munde wir die ganzen archäologischen oder geschichtlichen u. s. w. Kenntnisse des Herrn Professors zu hören bekommen, nur viel breiter und langweiliger als in einem guten Lehrbuche. Uns ist nicht ein Fall bekannt, daß zwei Menschen von einer einzigen Scene eines dieser zahlreichen Romane irgend eine geistige Anregung empfangen und irgend einen Gedankenaustausch darüber gepflogen hätten, wie dies selbst bei sonst einfachen Erzählungen manchmal der Fall ist. Und darin liegt ihre schärfste Verurtheilung. Nicht, daß

nicht ab und zu einem Dichter irgend ein größerer Wurf gelungen wäre; aber zu hinreißender Wirkung hat es keiner gebracht, außer Schaffel und Victor Hugo, und das Gesamtbild der zeitgenössischen Literatur entrollt sich vor uns als ein trostloses. Fassen wir alles zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß Unnatur, Verlogenheit und stylvolle Gedankenarmuth allenthalben die Kennzeichen der geistigen Nahrung sind, welche die dichtende Mittelmäßigkeit den Menschen in den letzten Jahrzehnten aufgedrungen.

Aber der menschliche Geist läßt sich auf die Dauer keinen Zwang anthun. In dem geharnischten Proteste jedoch, welcher gegen den geübten literarischen Terrorismus in unseren Tagen schrill und rauh hinaustönt, liegt die große Gefahr, daß nicht bloß der Mißbrauch allein bestraft, sondern der göttliche Funke selbst für absehbare Zeiten zertreten werde.

\* \* \*

Indes die Romanschreiber aller Zungen und die Fabrikanten abstract doctrinärer und akademischer Reflexionsdramen, sowie die wenigen Lyriker und mehrere Spielmannsweisedichter schön fein gemächlich am warmen Schreibtische, abgeschlossen von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, ihre gekünsteltesten Dichtwerke verfertigten, war in der Welt und in den Geistern doch eine große Veränderung vorgegangen, ohne daß sie es gemerkt hätten.

Große nationale und Eroberungskriege waren durchgekämpft, und wie in natürlicher Folge von derlei gewaltigen Ausbrüchen allerlei neue Gedanken in die Massen geworfen und allerlei latente alte Gedanken zur Entwicklung gebracht worden. Die geistige Arbeit in den verflossenen Jahrzehnten, durch nahezu ununterbrochenen Kriegslärm gestört, gewann durch die Muße eines nun lange andauernden Friedens außerordentlich an Vertiefung, welche durch das Injiciren von allerlei der Wissenschaft und Forschung aus dem Zusammenhange entnommenen Bruchstücken in die Massen beträchtlich verstärkt wurde.

Viel Wissen macht Kopfschmerz und ungeschultes Denken ist vom Uebel. Was die ungeheure Menge bisher wohl gefühlt, aber als etwas Unabänderliches mit ziemlicher Ruhe getragen, die Lehre, wie das Individuum im Kampfe ums Dasein nothwendig nach allen Seiten hin anstoßen müsse, sobald es sich nicht in weiser Beschränkung in die Bedingungen füge, welche für Alle die gleichen sind, dieses Bewußtsein begann, durch Wort und trügerische Deduction, sowie durch Wei-

spiel genährt, langsam, aber stetig in die Ansicht umzuschlagen, wie es der Einzelne hier mit einem sowohl moralisch als physisch ungerechten Zwange zu thun habe. Vor allem durch das Beispiel. Hier war es Paris, welches vorangegangen.

Schon im Juni achtundvierzig und dann im Jahre einundsiebzig erfolgte dort der blutige Protest gegen die bestehende Gesellschaftsordnung und für die sociale Gleichstellung, denn aus all dem grauenhaften Unsinn und den burlesken Uebertreibungen, wovon das Programm der Commune strotzte, tönt als Grundaccord nichts anderes heraus, als die Forderung nach socialer Gleichberechtigung, wie solche der dritte Stand in der berühmten Augustnacht des Jahres 1789 errungen.

Nicht ein Mehr oder Weniger an Lohn und Arbeitszeit ist es, um was es sich im letzten Grunde handelt, sondern lediglich um bürgerliche Gleichstellung mit dem dritten Stande, welcher ohne Ausnahme Fleisch und Blut vom vierten Stande ist. Die Frage ist einmal aufgeworfen und wird ausgetragen werden, so oder so.

Bermag es auch der vierte Stand nicht, sich über diesen letzten und eigentlichen Kern aller seiner Bestrebungen klar zu werden und die Forderung zu formuliren; hier und nirgends anders ist der Schwerpunkt des Conflictes zu suchen, hier und nirgends anders ist auch die Möglichkeit zu dessen Lösung gegeben. Die Forderungen nach höherem Lohne und vor Allem kürzerer Arbeitszeit, welche letztere dem Arbeitenden einige Stunden mehr freien und unabhängigen Menschenthums zusichern sollen, sind nur instinctiv geforderte Mittel zum dunkel gefühlten Ziele, denn es giebt zahlreiche Arbeiterclassen, welche besser bezahlt sind als der kleine Beamte. Alle Aerzte, welche bisher an dem Uebel herumcuriren, sind auf dem Holzwege. Sudermann in seinem Schauspiel „Ehre“ hat mit der Eingebung des Dichters seine Finger auf die offene Wunde gelegt; doch davon später, wir entfernen uns zu weit vom Gegenstande und lenken ein.

Wir haben gesagt, Aufgabe der Dichtkunst sei die Antwort auf die ewige Frage: Wozu sind wir da?!

Nun, diese hat sich in den letzten Jahrzehnten außerordentlich verschärft und vertieft und die Poesie hat ihr gegenüber eine Aufgabe überkommen, zu deren Bewältigung sich die alten Dichtungsformen als ganz unmächtig erwiesen haben.

Die abstracten oder schöngeistigen Listeleien, in welche sich die Schriftstellerei hinein verrannt hatte, konnten dem lebendigen Bedürfnisse nicht mehr genügen.

Für die große Masse, und nicht der Arbeitenden allein, genügt nicht mehr der Hinweis auf das Reich des Schönen, allwo die Seele sich von dem Drucke des Alltagslebens zu erholen vermag. Sie ist, dank der rationalen Richtung, welche ihr Halbbildung und eifernde Aufklärung gegeben, zum guten Theile der Fähigkeit verlustig gegangen, in der Dichtkunst, wie sie bisher war, die Elemente zu ihrer Erhebung, im Glauben die Elemente des Trostes und der Zufriedenheit zu finden.

Die große Menge löst sich heute die Frage nach dem Zwecke des Daseins in ihrer Weise dahin, wie es das Recht des Einzelnen sei, so gut als denkbar zu leben, mindestens so gut wie jeder Andere, der es besser hat. Von Pflichten ist wenig mehr die Rede. Das war nicht immer so. Daß einer solchen Lebensanschauung gegenüber die gewohnte akademische und belletristische Poeterei völlig unzulänglich dastehen müsse, bedarf keiner weiteren Darlegung.

Sie schleppte sich fort ausschließlich in den gebildeten und wohlhabenden Classen und auch dort nur darum, weil absolut nichts Besseres vorhanden war. Der Blick für große, allgemein menschliche Fragen war den nachgeborenen Poeten mit wenigen Ausnahmen versagt geblieben.

Die Menschen waren es zum guten Theile satt, sich derlei formschönes, jedoch unwahres und inhaltleeres Zeug vormachen zu lassen, jetzt noch, wo Alles aus der Abstraction heraus und Bildern entgegenstrebte, welche das Leben in seiner wahren Gestalt zeigen und die brennende Frage formuliren sollten, und nicht in jenem Zerrbilde, welches die Bücherfabrikanten daraus gemacht. Die Menschheit drängt unwillkürlich zur Selbsterkenntniß, in welcher allein die Möglichkeit liegt zur Heilung der Schäden der Zeit, und diese Erkenntniß haben die zünftigen Dichter bisher durch sogenannte ideale Poetik aufgehalten und das Bild gefälscht.

Wir reden nicht von den socialen Uebeln allein; auch die moralischen Gebrechen, an denen die Gegenwart in allen Schichten der Gesellschaft krankt, schreien nach einem künstlerischen Ausdrucke. Auch hier verlangt der Mensch nahezu ohne Ausnahme, freilich ohne es selbst recht zu begreifen, wohin sein Drang zielt, nach einem Spiegelbilde, welches zugleich strafend und läuternd wirken soll. Wie? Oder sollte es Jemanden geben, welcher die schweren moralischen Gebrechen der Zeit leugnen wollte?

Wir sind nicht von denen, welche in gedankenloser Einseitigkeit das Lied von der guten alten Zeit herleiern.

Wir enthalten uns jeden Commentars darüber, denn es gelüstet uns gar nicht, Weltverbesserer zu werden. Wir constatiren nur die Thatsache.

Schriftstellerei und Dichtung aller Zungen und im großen Ganzen mit wenig Ausnahmen haben von dieser Wandlung innerhalb der letzten Decennien keine Notiz genommen und in Buch und Bühne Gestalten und Verhältnisse vorgeführt, welchen die Thatsachen über den Kopf gewachsen waren, und für welche es keine lebenden Originale mehr gab.

Im Banne der alten Roman- und Theaterschablone eingesponnen, nahezu ausschließlich Schreibtischpoesie treibend, steht die zünftige Literatur staunend, betreten, ja entrüstet vor einer neuen Kunst, welche dem Menschengeschlechte die Maske, welche es bisher übereingekommen war, sich selbst vorzustechen, in so recenter Weise herabreißt, daß dabei das nackte Gerippe und das ganze Räderwerk der Seele bloßgelegt wird.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

---

## Erzherzog Johann und der steiermärkische Landwirth Paul Adler.

Von Regierungsrath Dr. Franz Ilwof in Graz.

Auf dem Hauptplatze der Landeshauptstadt Graz erhebt sich das Standbild Erzherzogs Johann, welches die dankbare Steiermark dem erlauchten Fürsten gesetzt und dessen Enthüllung, verherrlicht durch die Anwesenheit des Kaisers, in festlichster Weise am 8. September 1878 stattfand. Und in der That, wenn irgend ein Land Ursache hat, in steter Treue seines größten Wohlthäters zu gedenken, so trifft dies nirgends in höherem Maße ein, als in diesem Falle. Erzherzog Johann kann im besten Sinne des Wortes als der Reformator der geistigen und der materiellen Cultur des östlichsten Alpenlandes, der Steiermark, bezeichnet werden. Es wäre eine lohnende Aufgabe, darzulegen, wie traurig und verfallen die Zustände dieses Landes am Anfange des 19. Jahrhunderts nach den mehrmaligen französischen Invasionen auf allen Lebensgebieten, in Bergbau und Landwirthschaft, in Gewerbe, Handel und Verkehr, in Kunst und Wissenschaft waren, welche Stagnation in allem und jedem herrschte — und wie seit dem Eingreifen des Erzherzogs in alle diese Zweige der wirthschaftlichen und geistigen Thätigkeit, durch seine Anregung, durch sein Wort, durch seinen Rath, durch seine Thatkraft dies alles sich zum Besseren wendete und die Steiermark dadurch dahin gebracht wurde, daß sie keinen Vergleich mit irgend einem anderen der österreichischen Alpenländer zu scheuen hat, ja sie in manchem dieselben überflügelte.

Nur angedeutet möge dies jetzt hier werden, vielleicht ergiebt sich später Zeit und Gelegenheit, diesen Stoff, für den reichlich Quellen

vorliegen, ausführlicher zu behandeln. Vorläufig möge nur noch ein Blick auf das geworfen werden, was der Erzherzog für Steiermarks Landwirthschaft gethan und daran die Erzählung einer kleinen Episode aus desselben Wirken für die Förderung der Viehzucht geknüpft werden, wobei er sich als Gehülfe des tüchtigen obersteierischen Landwirthes Paul Adler zu Mühlreit bei Aulfsee bediente.

Der erste Grundbesitz, welchen sich der Erzherzog in Steiermark erwarb, war der Brandhof (1818), ein kleines Alpengut, aus Holzhäusern, Wald, Wiesen und Weiden bestehend, am nördlichen Abhange des Seeberges zwischen Aflenz und Maria-Zell, 1000 Meter über dem Meere gelegen. Diesen umstaltete er in einfacher, zweckmäßiger Weise und richtete dort eine musterergültige Alpenwirthschaft ein. Als um dieselbe Zeit große Noth in vielen Theilen der Steiermark herrschte, durch mehrjährige Missernten hervorgerufen, stiftete er eine Unterstützungsanstalt, deren Zweck es war, arme Bewohner des Landes mit Kartoffeln zu beschenken, die ihnen theils als Nahrung dienen, theils zum Anbau verwendet werden sollten, wodurch die Verbreitung dieser wichtigen, damals hierzulande ziemlich seltenen Frucht außerordentlich gefördert wurde. Der Einblick, welchen der Erzherzog durch diese Verhältnisse in den Zustand der Landwirthschaft in Steiermark gewonnen, rief in ihm den Gedanken zur Gründung eines Institutes hervor, welches seit den 70 Jahren seines Bestandes über das Land den reichsten Segen ergießen ließ; es ist dies die steiermärkische Landwirthschaftsgesellschaft. Er verfaßte selbst den Entwurf der Statuten, erwirkte (1819) die kaiserliche Bestätigung und leitete sie bis an sein Lebensende (1859) als ihr Präsident. Die Filialen, welche in allen Theilen des Landes erstanden, die Centrale in Graz, das Eingreifen der Mitglieder in alle landwirthschaftlichen Angelegenheiten, Rath und That, der von den Organen und von den Mitgliedern der Gesellschaft nach allen Seiten hin gesendet wurden, haben die Landwirthschaft in Steiermark in geradezu unbeschreiblicher Weise gefördert und gehoben. Vervollständigt wurde diese herrliche Schöpfung bald nachher (1822) noch dadurch, daß über Anregung von Seite des Erzherzogs die Stände der Steiermark einen Garten- und Ackergrund am Westende der Stadt Graz ankauften und diesen der Landwirthschaftsgesellschaft zur Anlegung eines landwirthschaftlichen Versuch- und Musterhofes überließen. Der Erzherzog bereicherte denselben durch Seklinge und Sämereien, sowie durch Wachsaabbildungen vieler Obstarten. Er bewirkte es, daß auf diesem Versuchshofe von den Ständen (1834) ein zweckmäßiges Gebäude

errichtet, daß alle damals bekannten Obst- und Rebenforten hier vermehrt und geprüft, alle Getreide-, Futter- und Handelspflanzen angebaut und die dadurch gewonnenen Samengattungen an die Mitglieder der Landwirthschaftsgesellschaft vertheilt wurden.

Auch für das Unterland mit seinem Weinbau sollte gesorgt werden. Im Jahre 1822 kaufte der Erzherzog „eine hoch auf dem nordöstlichen Abhange des Bachergebirges gelegene Wirthschaft, welche zur Gegend Picken der Gemeinde Lembach gehört. Hier begann nun der fürstliche Winzer sein erfolgreiches Verbesserungswerk. Setzlinge jener Reben-gattungen, welche an den Gestaden des Rheines jenen oft besungenen Labewein geben, wurden herbeigeschafft, aber nicht mehr in wilder Unordnung, sondern in regelrechten Reihen gesetzt, zweckmäßiger gepflegt und beschnitten und ihrer köstlichen Trauben erst nach voller Reife entbedigt, so daß diese, sorgfältig abgebeert und gekeltert, einen Reben-saft lieferten, wie aus steiermärkischen Weingärten noch kein ähnlicher eingehemst worden war. Man gab daher bald dem erzherzoglichen Weinberge in Picken nicht nur zur Ehre seines edlen Bebauers, sondern auch zum Troß jenem berühmten im Rheingau den Namen Johannisberg. In der Folge erbaute der fürstliche Besitzer auf der Höhe seines Weingartens, welche eine herrliche Fernsicht gewährt, ein neues, einfaches Wohnhaus, wo er jährlich um die Lesezeit ein Paar Wochen in ländlicher Zurückgezogenheit und fruchtbringender Beschäftigung verweilte und mit den von nah und fern sich einstellenden Besuchern in seiner leutseligen Weise freundlich verkehrte.“<sup>1)</sup>

So wurde diese That des Erzherzogs den Weinbauern der südlichen Steiermark zum hervorragenden Muster, zum leuchtenden und aneifernden Beispiel.

Nicht minder wohlthätig wirkte für das ganze Land und speciell für die Landwirth deselben die Gründung der k. k. privilegirten wechselseitigen Brandschaden-Versicherungsanstalt für Steiermark, Kärnten und Krain, welche unter der persönlichen Initiative des Erzherzogs aus dem Schoße der Landwirthschaftsgesellschaft (1829) hervorging und den Bewohnern des Landes ermöglichte, ihr Hab und Gut gegen den durch Feuer verursachten Schaden sicherzustellen.<sup>2)</sup>

1) Karl Gottfried N. v. Leitner, Johann Baptist, kais. Prinz und Erzherzog von Oesterreich. In „Ein treues Bild des Herzogthumes Steiermark, herausgegeben von Dr. F. K. Glubek.“ Graz 1860, S. XXVII.

2) Hierüber vgl. die von mir verfaßte „Geschichte der wechselseitigen Brandschaden-Versicherungsanstalt in Graz von 1829 bis 1879“. Graz 1879.

Im Jahre 1840 wurde Erzherzog Johann Großgrundbesitzer in Steiermark durch Ankauf der umfangreichen Herrschaft Stainz mit großem Schlosse, welche südwestlich von Graz in sehr fruchtbarer Gegend, im Angesichte des in herrlichen Formen sich erhebenden Kor-alpenzuges gelegen ist, und nun von dem kaiserlichen Prinzen musterhaft bewirthschaftet wurde.

Nicht nur in so großen Angelegenheiten, auch im kleineren Kreise war der Erzherzog stets bemüht, den Landwirthen helfend beizuspringen und Musteranstalten ins Leben zu rufen. So veranlaßte er, daß die Filiale Brandhof der Landwirthschaftsgeellschaft (1823) Prämien an geschickte, fleißige, treue Dienstboten vertheilte, was bald anderwärts freudige Nachahmung fand, und er selbst setzte vorzügliche junge Zuchtthiere zur Veredelung der Rinder- und Schafrassen als Preise für die verdienstvollsten Viehzüchter aus. Schon im Jahre 1808, als er noch als junger, erst 26 Jahre alter Mann in Thernberg in Niederösterreich residirte, erkannte er bereits die hohe Wichtigkeit der Viehzucht für die Alpenländer und bezeugte diese Erkenntniß durch eine großmüthige Spende; er machte dem verständigen und in seiner Heimath in Großfölk in Obersteiermark einflußreichen Bauer Bartholomäus Ginter neun Stück Hornvieh vom schönsten Tiroler Schlage zur Verbesserung der Viehzucht in den dortigen Alpen zum Geschenke und ließ sie ihm kostenfrei nach Großfölk liefern.

Ein ähnliches Streben war es, welches der Erzherzog in den Jahren von 1839 an darin bethätigte, daß er durch den Ankauf von Zuchtstieren der Pinzgauer Rasse und Vertheilung derselben an tüchtige Grundbesitzer der Gegend von Auffsee den dortigen Viehschlag gründlich zu verbessern gedachte. Zu dieser Maßregel bediente er sich des trefflichen Landwirthes Paul Adler, vulgo Christophbauer, zu Mühlreit nächst Auffsee. Die Bekanntschaft des Erzherzogs mit Adler war damals schon eine langjährige; als der Erzherzog im Jahre 1810 Obersteiermark, alle Verhältnisse desselben durchforschend, bereiste, kam er zum ersten Male mit Adler zusammen und schreibt hierüber in sein Tagebuch: „Ich fuhr von da (von Rainisch bei Auffsee) zu dem Adlerbauer in Oberdorf; er hat sein Haus auf der Schattenseite liegen, acht Joch herum, etwas an einer Gemeinweide und Alpe; ich fand an ihm einen gutmüthigen eifrigen Mann und die besten landwirthschaftlichen Bücher bei ihm; er macht Versuche und wahrlich, sein Eifer verdient umsomehr Unterstützung, da er mit Vorurtheilen und dem Neid seiner Nachbarn zu kämpfen hat; er ist der Erste, der den

Erdäpfelbau im Größeren treibt; da er halb Moorgrund, halb Lehm hat, so hat er ersteren mit Kalkschutt, den zweiten mit Moorerde verbessert. Drei Stunden hielt ich mich bei diesem seltenen Menschen auf und ließ mir Alles zeigen. Ich fand viel Vernünftiges, Zweckmäßiges und Wissenswerthes. Ich werde ihm Werkzeuge, Samen und Anleitung senden, er verdient es. Ein braves Weib mit acht Kindern, worunter fünf Dirnen und drei Buben, machen sein Haus. Er hält ordentlich über Alles Buch und zeichnet Alles auf, was er unternimmt. Ich durchging es und fand manche nicht unwichtige Bemerkung notirt. Vergnügt kehrte ich nach Russee zurück, wo ich um 7 Uhr anlangte.“<sup>1)</sup>

Gewiß ein schönes Zeugniß des kaiserlichen Prinzen über den steierischen Landmann.

Von da an blieb der Erzherzog, wenn auch in längeren Zwischenräumen, doch ununterbrochen mit dem Mühlreiter Grundbesitzer<sup>2)</sup> theils brieflich, theils persönlich, wenn er sich in Russee aufhielt, in Verkehr; insbesondere ließ er sich mehrmals durch Adler brave Dienstleute für den Brandhof und für das erzherzogliche Anwesen in Vorderberg von Russee kommen. Und Adler überschickte dem Erzherzog auch steierische Lieder und Tänze, zu deren Sammlung und Einsendung der kaiserliche Prinz durch einen Aufruf schon im Jahre 1812 aufgefordert hatte. Der erste der mir vorliegenden neun Briefe des Erzherzogs an Adler<sup>3)</sup> handelt hiervon. Er ist so charakteristisch für die ganze edle Art, Denk- und Handlungsweise des Erzherzogs, zeigt zugleich von seiner Einfachheit und Schlichtheit, von seinem Wohlwollen und von seinem Interesse für die Landwirthschaft, daß ich es mir nicht versagen kann, ihn hier vollinhaltlich wiederzugeben:

<sup>1)</sup> Aus Erzherzog Johanns Tagebuch. Eine Reise in Obersteiermark im Jahre 1810. Im Auftrage Sr. Exc. des Herrn Grafen Franz von Meran herausgegeben von Franz Ilwof. Graz 1882. S. 41 bis 42.

<sup>2)</sup> Wie intelligent Adler war und welchen Antheil er an dem Johanneum, der Stiftung des Erzherzogs, nahm, beweist der Umstand, daß er von 1821 an fast alljährlich durch eine Reihe von Jahren, wie die Jahresberichte dieses Institutes nachweisen, für die mineralogische Sammlung desselben Mineralien und Gesteinsarten spendete. In dem Jahresberichte von 1824 heißt es von Adler: „Der Eifer dieses Verehrers der Bildungsanstalt verdient sowie in den vorigen Jahren, auch in diesem alle Anerkennung.“

<sup>3)</sup> Diese Briefe sind jetzt Eigenthum des Herrn Dr. Joseph Baltl, Advocaten in Graz (mütterlicherseits Onkel des Paul Adler), welcher mir dieselben gütigst zur Benützung überließ.

Bordernberg, am 11. October 1824.

Mein lieber Paul!

Die mir übersendeten Alpenlieder erhielt ich dieser Tage und danke dir dafür; was mich recht erfreut hat, ist die Ansicht deiner Gegend, welche Popp recht gut getroffen hat. Einer Sennerin bedarf ich eben nicht, aber wol ist eine für mein Haus in Bordernberg nöthig, diese hat drei Kühe zu besorgen (Heimkühe),<sup>1)</sup> bey der Arbeit im Hause, Küche und Garten zu helfen; sie muß verläßlich hinsichtlich der Treue, Ordnung und Keulichkeit seyn — am allerwenigsten könnte ich eine in meinem Hause dulden, welche das herumlaufen und das nachgehen allen Unterhaltungen gewöhnt wäre. Du weißt es ohnedieß Paul, daß es bey mir einfach und altväterisch zugehet. Schreibe mir also über alles dieses und auch wie sie sich schreibt, bevor ich etwas bestimme. Das müßte aber bald geschehen.

Gottlob habe ich alles glücklich unter Dach gebracht, die Erdäpfel haben sehr gut gerathen, besser als im vorigen Jahr — mit Futter bin ich gedeckt — und Vieh habe ich schön nachgezogen. — Auf dich habe ich nicht vergessen, allein ich glaube, es ist besser, du hohlest im Frühjahre bey dem Auftriebe die Schaaf ab, wo es leichter mit der Fütterung auszukommen ist als jetzt. Ueberhaupt mußt du künftigen Sommer zu mir herab um alles anzusehen, ohnedieß bist du einer von denen aus dem Oberlande, welche bey der Einweihung des Brandhofes<sup>2)</sup> nicht ausbleiben dürfen.

Bleibe du und die deinigen recht gesund, bis ich dich wiedersehe — und ich erlaube dir mir zu schreiben, es freut mich gewiß recht sehr.

Dein aufrichtiger und gewogener  
Johann, Erzherzog.

Mit dem Jahre 1839 beginnen des Erzherzogs Bemühungen, den Schlag des Rindviehes in der Gegend von Aufsee durch die Einführung von Zuchtstieren Pinzgauer Rasse zu verbessern. Am 19. November 1839 schreibt er von Bordernberg an Adler, daß er

<sup>1)</sup> Heimkühe, solche, welche das ganze Jahr im Stalle bleiben, auch im Sommer nicht auf die Alpe getrieben werden.

<sup>2)</sup> Die Einweihung des Brandhofes fand am 24. August 1828 statt. Vgl. darüber Weidmann, der Brandhof und das Fest seiner Einweihung am 24. August 1828. Wien 1828.

im Pinzgau zehn Stück Kälber kaufen ließ, welche nach Mitterndorf bei Auffee getrieben und dort an brave Grundbesitzer vertheilt werden sollen. „So hoffe ich, soll etwas gutes wieder unternommen werden, vielleicht wirket das Beyspiel und es finden sich dann einige geneigt, ein oder zwei solche Stücke auch zu ziehen und zu dem Gebrauche für die Gemeinden vorzubereiten. Im Laufe des Frühjahres werde ich die Filialen (der Landwirthschaftsgesellschaft) bereisen, da wir uns vorbereiten müssen auf die große Zusammenkunft im nächsten September 1840, wo die Gesellschaft das zweyte Decennium feyern will.“

Aus dem Briefe von Bordenberg, 3. December 1839, ergibt sich, welches Vertrauen der Erzherzog in dieser Angelegenheit dem Paul Adler schenkt; er schreibt ihm: „Die Zuchtkälber dürften bald kommen, da ich bereits vor drey Wochen ihren Ankauf und Absendung anbefohlen habe. Ich überlasse ganz deiner Einsicht, sie einzeln oder beyammen unterzubringen, mir wäre es zwar lieber, wenn sie beyammen wären und dieß, weil man sie besser unter Aufsicht haben kann — was das mehr kosten des Futters, der Streu und einer Person dazu betrifft — so ist mir dieses bekannt zu geben — und ich werde es gleich senden, damit die Sache gut gemacht und unser Zweck erreicht wird. Wir sind hier alle gesund, ich fahre am 13. nach Wienn, im Frühjahr werden wir uns im Ennsthale und in Auffee sehen.“

In dem Schreiben aus Bordenberg, 28. November 1840, giebt Erzherzog Johann eine ausführliche Anleitung über die Behandlung, Haltung und Fütterung der Stiere, welche von seinen gründlichen Kenntnissen auf dem Gebiete der Thierzucht in Theorie und Praxis zeugt, und er verspricht, auch im künftigen Jahre mit dem begonnenen Werke fortzufahren: „Im nächsten Jahre, wenn ich das Vieh werde gesehen haben, so dürften die stärkeren zur Vertheilung kommen. Dafür werde ich zur Zeit des Alpenauftriebes wieder neue eben so viele wie in diesem Jahre stellen, es ist also dafür die Anstalt zu treffen.“ Und in der That schreibt der Erzherzog am 25. Mai 1841 aus Bordenberg an Adler: „Was die Stiere betrifft, so hat es folgende Bewandniß: Die kleine Wiese auf dem Grundlseeer Gebirge ist für mich vorbehalten. Meine Absicht ist die Stiere zu vertheilen, allein sie sind nicht allein für Auffee, sondern auch die schwereren für das Ennsthal bestimmt. Sie sollen an bewährte verlässige Landleute kommen . . . . So wie diese Stiere weg sind, kommen 10 neue kleine, die ich dann zu kommen bereits bestimmt habe. Diese können dann auf die kleine Wiese aufgetrieben werden. Nun handelt es sich, mir den Vorschlag zu machen,

wie die jetzigen Stiere zu vertheilen wären und an wen im Aufferischen und im Ennsthale, darüber ist mir zu schreiben, damit ich es dann anordnen könne.“

Der Vorschlag zur Vertheilung der Stiere wurde dem Erzherzog erstattet und de dato Graz, 13. Juni 1841, liegt ein Zettel vor, in welchem der Erzherzog eigenhändig vorschreibt, bei welchen Grundbesitzern die Thiere untergebracht werden sollen.

In gleicher Weise, wie in den drei vorhergehenden Jahren, verfuhr der kaiserliche Prinz auch 1842 mit Ankauf und Vertheilung von Zuchtstieren. Unter dem 4. November 1842 schreibt er aus seinem Weingarten in Piskern bei Marburg:

Die Vertheilung der Stiere ist vollkommen recht geschehen. Was die Stierkälber betrifft, so wären jene, welche besonders schön sind, zu kaufen, da es doch schade ist, wenn die Metzger sie abstechen. Was die Abgabe an den Caspar Gasperl betrifft, so ist ganz recht geschehen. Dem Jacob Walfner, da er arm ist, ist ein Kuhfalsb zu geben.

Nach und nach hoffe ich werden wir den Viehschlag wenigstens in der Auffer Gegend verbessern, ist die Gattung einmal allgemein gut, dann erhält sich die Sache leicht von selbst.

Die Sitzung (der Landwirthschaftsgesellschaft) in Graz wird im nächsten März 1843, wo der Markt, Fastenmarkt, in Graz ist, gehalten werden.

Ich hoffe, daß bis dahin wir doch einiges der Gesellschaft werden vorlegen können.

Meine Frau läßt schön grüßen. Gottlob sind wir alle gesund.  
Weingarten bey Marburg, am 4. November 1842.

Johann.

Im Jahre 1843 feierte Paul Adler seine goldene Hochzeit. Wie Erzherzog Johann diesen einfachen, biederen Landmann schätzte, beweisen die beiden folgenden Briefe, in welchen er ihm mittheilte, daß er diesem Feste selbst beizuhohnen wolle und die Kosten desselben übernehme.

Hoffentlich wirst du glücklich zu Hause zurückgekehrt und wieder gesund seyn. Ich beantworte nun deine Fragen. Was die Briefe betrifft, so kannst du sie deinen Kindern hinterlassen.

Was deine goldene Hochzeit betrifft, so werden wir, wenn wir nach Gastein reisen, anfangs Juli kommen. Weniger Umstände würde es in Auffer machen, jedoch wenn du mehr Freude für Kumiß hast, so kann die Copulation daselbst geschehen — ich gieb dir dann in

Muffee in einem Gasthause, welches du bestimmen kannst, eine Tafel auf fünfzig Personen, wozu du alle deine Bekannten, Verwandten und Kinder einladen kannst — dann kannst du eine Musik bestellen, wozu kommen kann wer will.

Dieß ist meine Antwort und jene der Frau — den zu bestimmenden Tag werde ich dann zu rechter Zeit noch schreiben.

Das Geld habe ich in Graz noch erleget und du wirst es hoffentlich noch damals erhalten haben. Was wir wegen dem Vieh und die Kälber ausgeredet haben, dabey bleibt es. Seitdem wir beyammen waren, hat Gott der Herr unseren guten, braven Anker<sup>1)</sup> zu sich genommen — einen alten Freund weniger auf der Welt. Bis 13. Mai werde ich auf den Brandhof kommen.

Wienn, am 16. April 1843.

Johann.

Bordernberg, am 31. Mai 1843.

Aljo. Die Kirchenfeierlichkeit in Kumitz, wie es dein Wunsch ist.

Was die Tafel betrifft — so zahle ich dir für 50 Personen à 2 fl. Münz — dächte ich beim Walcher,<sup>2)</sup> die Landes-Musik zahle ich auch. Für Beamten und Bürger ein Ball bei Stremberger,<sup>2)</sup> wo ich die Beleuchtung und Musik bezahle, das übrige gehet mich nichts an. Da können dann dort die Bürger und Herren essen und trinken oder es bleiben lassen nach ihrem belieben und selbst bezahlen. Das ist, was ich zu erinnern habe.

Hoffentlich wirst du nun ganz gesund sehn.

Anfangs Juli komme ich nach Mussée.

Johann.

Es ist nur eine kleine Episode aus dem Leben des Erzherzogs Johann, welche wir im Obigen mit Benützung seiner eigenen Briefe mitgetheilt, ein Genrebild möchten wir es nennen, aber wir halten es nicht für bedeutungslos, denn es erhellt aus demselben mehr als durch

1) Mathias Anker, geboren 1771, gestorben 1843, seit 1824 Professor der Mineralogie am Joanneum zu Graz, wurde vom Erzherzog Johann besonders geschätzt und stand mit ihm in lebhaftem Briefwechsel, sowohl in rein wissenschaftlichen Fragen, da sich der Erzherzog für Mineralogie ungemein interessirte, als in Betreff des Joanneums und der Vermehrung der dortigen Mineraliensammlung.

2) Gastwirth in Mussée.

Betrachtungen allgemeiner Art, wie sehr dem edlen Fürsten das Wohl seiner Steiermark am Herzen lag, wie er im Großen und Kleinen für das Gedeihen und Blühen derselben Sorge zu tragen verstand, wie er insbesondere Ackerbau und Viehzucht thatkräftig förderte, in welcher Art er mit den Besten aus dem Landvolke umging und es nicht unter seiner Würde hielt, persönlich und schriftlich mit ihnen zu verkehren, ein Erklärungsgrund mehr für die Verehrung, Liebe und Anhänglichkeit, mit welcher die Bewohner der Steiermark, von den Bürgern in den Städten an bis zum schlichtesten Landmanne in dem entlegensten Alpenthale, dem erhabenen Herrn ergeben waren, für die treue, dankbare Erinnerung, welche sie für ihren edlen Wohlthäter hegen, der, wie die Inschrift auf seinem Denkmale sagt, unvergessen lebt im Volke, weil er des Volkes nie vergaß.

---

## Hippolytus Guarinonius.

Von Adolf Fichler.

Das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte ist von Berufenen, welche mit Brille und Winkelmaß arbeiten, und Unberufenen, denen die Papierschere genügt, nach allen Richtungen eingetheilt und dabei mancher Kranz von Zeitungspapier verschenkt worden.

Kreuz und quer führen die Wege zu Denkmälern und Tempeln, wo sich die Hierophanten versammeln und dem Gefeierten das Weihrauchfaß an den Kopf schwingen.

Es giebt aber auf diesem Gebiete manchen Pfad, der von unseren gelehrten Thebanern noch nicht abgegrast ist; ein solcher führte den geistreichen Wilhelm Scherer zum Vater Kocher, dessen „höllischer Gestank“ mir bereits als Knaben in die Nase stieg; es giebt ganze Provinzen, wo selbst einheimische „berühmte“ Germanisten noch nicht beim 18. Jahrhundert angelangt sind. Sonst bliebe Alois Weissenbach nicht im Dunkel; er wird zwar hie und da in einem Aufsatz erwähnt, aber was nützt das bei den Forschern, denen man mit Vierundzwanzigpfündern in Buchform auf den Leib rücken muß! Das Gleiche gilt von Hippolyt Guarinoni, der sich endlich langsam Bahn zu brechen scheint. Jansen erwähnt ihn in seiner Geschichte der Reformation, auch Erich Schmidt gedachte seiner, und mit Recht bezeichnet ihn Johannes Meißner in seinem trefflichen Buche: „Die englischen Comödianten zur Zeit Shakespeare's in Oesterreich“ als einen der hervorragendsten und originellsten Schriftsteller unmittelbar vor dem dreißigjährigen Kriege. Er hat jedoch auch diesen überlebt; in

einer ungedruckten Handschrift sagt er uns: „Und ob den klugfönnigen Leser ein Gedanke anfechten möchte, wie doch mir selbstn über Achtzigjähriqen sei — eben zugegen und in dieser Stunde, als ich dieses zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht gegen das morgige Fest des heiligen Sebastian des 20. Tages Jänner dies Jahr 1652 aus Gnaden Gottes schreibe? — Dem will ich nicht verhalten:

Daß mich gar nit g'lust zu sterben,  
Mit Arbeit Nuß z' erwerben!“

Hippolytus Guarinonius zu Hoffberg und Bolderthurn, kaiserlicher Rath und Hofmedicus, Comes palatinus, Stadtarzt von Hall und des königlichen Damenstiftes, stammt aus einer alten mailändischen Familie und wurde 1571 zu Trient geboren. Der Name läßt sich fast auf einen longobardischen Warino zurückbeziehen, wie denn auch der Typus unseres Helden entschieden germanisch ist und auch nicht einen romanischen Zug hat.

Trient war damals eine deutsche, jetzt ist es eine italienische Stadt. Zu jener Zeit war das Trentino mit seinem Schmerzgeschrei noch nicht erfunden, und Guarinonius, der deutsch fühlte und dachte, war stolz darauf, ein Deutscher zu sein; er trat überall entschieden für die Ehre und den Ruhm des deutschen Namens ein.

Sein Vater Bartholomäus, dessen Biographie wir in Zedler's Werk finden, ohne daß der größere Sohn erwähnt würde, war Leibarzt des Kaisers Rudolf II. zu Prag, wo er 1616, achtzig Jahre alt, starb. Der junge Hippolytus wurde nach Mailand an den Hof des Cardinals Carolus Borromäus gesendet, dem er einige Jahre als Page diente. Damals war die Kinderzucht rauh, ja brutal; Guarinonius erzählt: „Ich bin von einem Schultropfen mit einer Geißel, so drei lederne, dicke, schneidende Riemen gehabt, nicht ein-, zwei-, zehn- oder zwanzig-, sondern wohl über die fünfzigmal im siebenten und achten Jahre meiner Kindheit dermaßen gegeißelt worden, daß mir tiefe Löcher ins Fleisch hineingehauen und aus meinem Hemd, zerhauenen Fleisch und unterlaufenem Blut ein Zelten (Ruchen) worden und in ander gebacken, daß ich weder gehen noch sitzen können, welche Zeichen und Marken ich noch heut an meinem Leib trage.“ — Er trat später gegen solche Mißhandlungen der Kinder sehr entschieden auf, obwohl er die Ruthe nicht verbrannte, wie unsere wehleidigen Pädagogen. Besonders drang er auf anständige Haltung in der Kirche.

Ihr beiden Knaben tret' herfür,  
 Weil ihr so wol euch z'schwäzen traut,  
 Nicht' euch zum Stuhl dort hinter der Thür,  
 Empfangt den Lohn von Birkenkraut.

Von Mailand kehrte Guarinonius nach Prag zurück, wo er die öffentlichen Schulen besuchte, jedoch statt der lateinischen Grammatik lieber den Ritterroman Amadis las, bis ihn der Lehrer ertappte. Seine Meister waren die Jesuiten, denen er stets dankbar blieb.

„Ich bin ihrer Zucht und Schäme mich dessen gar nicht, werde mich dessen auch, so lange ich lebe, bei niemand, er sei wer er wolle, weder mit Wort noch mit Werk, noch mit der Feder schämen; ihre Zucht besteht vor Gott und der Welt, trotz dem, der ihr ein Härlein krümmt!“

Sie pflanzten ihm einen tiefen Haß wider den Protestantismus ein; mit Hohn und Spott zieht er im Style jener Zeit gegen die „Predikanten und Suppenschlersendenden“ los. Die Art seiner Polemik ist unflätig, grobianisch, wie denn die religiösen ConfeSSIONen in dieser Beziehung sich nichts vorzuwerfen haben. Geben wir eine ungedruckte Probe. Er läßt zwei Prädicanten eine germano-lateinische Franzosen- und Kolbencur angedeihen und nennt sie dabei predicauzisch, luderische, lotterische, groß-, lang-, breit- und krummgoßchete Wortsknechte.

Luther, Zwingli und Calvin  
 Sind die gleichen Teufelsjöhn',  
 Was der eine sch...t, der andere frist,  
 Des Seelenmordens keiner vergißt.

Die theologischen Streithähne krächten damals im Süden und Norden Deutschlands und verunglimpften sich gegenseitig auf das Gröblichste, bis sie mit ihren Zungen den Brand des dreißigjährigen Krieges entfacht hatten, der unser Volk auf Jahrhunderte ins Elend brachte.

Später hielt Guarinoni bei seinen Fahrten den Kindern Christenlehre, um sie vor der Ansteckung durch eingeschmuggelte Kezerei zu bewahren.

Er wurde jedoch nicht trübsinnig, sondern behielt ein offenes Auge für die Herrlichkeiten der Welt und begeisterte sich für alle Künste, auch für die Bühne.

Eine Stelle ist hierfür wichtig: „Derzeit sind in Deutschland Schau- und Hörspiel zu finden, Comödianten aus den Nieder- und Engelländischen Städten ziehen von einem Orte zum anderen herum

und verrichten ihre lächrigen Poffen und Zauberspiel ums Geld denen, so es zu sehen und zu hören begehren.“ Ueber Alles gingen ihm jedoch die Theater, welche die „treuherzige, hochverständige, hochgelehrte, tugendreiche, geistliche, gottseelige Gesellschaft Jesu mit sonderer Gnad und Mitwirkung Gottes vielen tausend frommen Seelen zu Nutz von Anfang erweckt, ins Werk und treffliche Uebung gebracht.“

Nachdem er elf Jahre an den Schulen in Prag gewesen, ging er nach Padua, um dort den Doctorgrad zu holen. Hier interessirte ihn die italienische Comödie, er lernte die italienische Literatur kennen, preist Petrarca und sah auch die Medusa des Atheismus; doch spottet er über jene, „welche unter dem Titel eines Christen das verdammte Heidenthum sammt der Tyrannei einführen, dergleichen ein gottlos wälscher florentinischer Vogel mit Namen Macchiavelli (heißt auf deutsch Schleierbeschnitzer — Machia-velo) gethan, das ist ein Gräuel der gräulichen, erzgräulichen Gräueln.“

Hier streifte er aber auch die Sage von Shakespeare's Portia. Mit Recht heben Elze und Meißner hervor, daß der Engländer eine „merkwürdig genaue Bekanntschaft mit dem venezianisch-paduanischen Leben am Ende des 16. Jahrhunderts aufweist.“

Von der zeitgenössischen deutschen Literatur kennt Guarinoni wenig, vielleicht mag er die Protestanten der schlesischen Dichterschule nicht nennen, ihre durchbildeten Werke hätten wohl auch auf seine volksmäßige Sprache kaum Einfluß genommen. Doch wollte er „auf deutsch von den Deutschen verstanden werden.“ Deswegen las er die Sprichwörter aus dem Munde von Bürgern und Bauern auf; er weiß, daß letztere noch von dem Berner Dietrich erzählen, der jetzt ganz verschollen ist, und führt auch Stoffe an, welche später moderne Dichter bearbeiteten.

So den von Schiller's Handschuh im 28. Capitel Vom schädlichen Liebgrewel der unsinnigen Jugend: „Frevel in der Lieb betreffend ist unter vielen kundbar von jenem Herzogen von Mantua, Galeatio, da er bei einer Brucken ein Mägdelein, die er liebte, angetroffen und mit ihr Kurzweil halber geredet hätte, sprach das heillos Mägdelein zu ihm, wann er sie dermaßen liebe, warum er nit aus Lieb über die Brucken sammt ihm das Roß sprengete? Welches da der Fürst kaum erhört hatte, spornet er mit Ernst das Roß und sprang über die Brucken hinab, allda das Roß todt blieben, er aber mit harter Mühe aus dem Wasser geschwommen. Ein dergleichen Geschicht soll vor etlichen Jahren in der Still vorübergegangen, doch nachher ihr vielen kundbar worden sein:

da ein welscher Edelmann in eine schöne böhmische Jungfrau verliebt war, die sich seiner nicht gar viel achtet, wartet er ihr allenthalben auf den Dienst. An einem Feiertag kundschafft er aus, daß sie hinter das Geschloß über die Brucken hinaus und das Löwenhaus, so anderseits der Brucken nicht gar weit gelegen, die Löwen sammt ihrer Mutter zu sehen gangen wäre; ging hinauf, allda man in den Hof zu den Löwen herabsiehet, daselbst der Jungfrauen auf den Dienst wartend. Da sie ihn ersieht, wendet sie das Gesicht von ihm wie sonst; über ein kleines (nicht weiß ich ob es zu sonderm Fleiß, den Jüngling zu versuchen, oder aus Unglück geschah) ließ sie ihrer Handschuh einen hinab in Hof fallen, allda die Löwen nieder anlagen. Der Jüngling hat das kaum ersehen, sprang über die Stiegen hinab, überredt den ein' Löwenknecht, daß er ihm das Gatter eröffnet, gab ihm eine stattliche Verehrung, entblößt sein Rapier und hielt's hinter den Rücken, schleicht endift hinein, und mit großer Schnelle zuckt den Handschuh von der Erden, und weilen der ein Löw sich von der Erd erheben will, eilt er hinter die Thür hinein, läßt das Gewicht fallen und sperrt den Löwen hinaus. Ging hinauf, küßet und beut den Handschuh der Jungfrauen dar, welche sammt der Mutter ob Schrecken einer Leich gleich worden, die fing von selber Stund an, den Jüngling herzlich zu lieben. Ebnermaßen, aber mit anderem Ausgang, ist in Hispanien mit einem Galano geschehen, welchem sein Lieb zu sonderm Fleiß den Handschuh unter die Löwen geworfen, welchen er zwar geholt, aber ihr zu Lohn ein gut Backenstreich geben und gar recht gethan hat."

Es fragt sich nun: Welche Quellen hatte Guarinoni? Die Jugend verbrachte er allerdings in Prag; für seine Erzählung dürfte sich jedoch schwerlich ein Gewährsmann finden, wahrscheinlich ist sie nur eine Umbildung der spanischen Ballade, deren Inhalt er am Schlusse erwähnt. Diese verdankt er wohl den Jesuiten, seinen Lehrern, die ja mit der Heimath Bohola's gewiß in engem Verkehre standen und von dort auch noch anderes bezogen.

Der Seifensieder Hagedorns tritt uns als ruhiger Schlosser entgegen, dem der Zufall ein Glück in den Schooß warf. Auch wir kennen die Geschichte vom Landsknecht, welchem Italiener zu Trutz und Spott ein Stück aufführen, wo die „beweinten“ Deutschen verhöhnt werden. Er ladet auch sie ein und läßt ihnen eine Comödie spielen.

Ein deutscher Wanderer trifft Nachts mit dem Geiste Julius Cäsar's zusammen; er erschreckt diesen durch den Knall der Pistole und führt neben dem Pulver auch andere treffliche deutsche Erfindungen

auf. Als Quelle nennt Guarinoni den deutschen und namhaften Poeten Buchananus. In Prag besuchte er mit seinem Vater die Kranken; dann wurde er vom Erzherzog Maximilian zu Olmütz als Leibarzt angestellt, bis er auf den Wunsch seines Vaters in den Dienst der Erzherzoginnen Marie und Lenore trat, welche als Stiftsdamen zu Hall 1607 das Gelübde abgelegt hatten. Als ihr Andenken bewundern wir einen kostbaren Kelch in der Klosterkirche, in welchen sie, nachdem sie den Schleier genommen, Goldringe und Broschen einfassen ließen; Anderes wurde verschleudert.

In ihrem Auftrage unternahm er 1613 eine Wallfahrt nach Rom, um dort Reliquien für die neue Stiftskirche in Hall zu erbitten. Papst Paul V. empfing ihn freundlich und übergab ihm auf Verwendung des berühmten Cardinals Bellarmin Ueberreste der Märtyrerinnen Vincentia und Lea. Bei der Rückkehr erwartete ihn vor den Thoren der Stadt eine ungeheuere Volksmenge, die aus allen Gegenden zusammengeströmt war; unter Glockenklang begleiteten ihn der Clerus, die Zünfte und Bruderschaften mit wallenden Fahnen zur Kirche, wo zwei Prälaten den Gottesdienst feierten. Das war der Ehrentag im Leben Guarinoni's, den sein Biograph, der Jesuit Schmidt, ausführlich beschreibt. Wir besitzen von ihm eine Schilderung seiner italienischen Reise, welche in der Zeitschrift des Ferdinandeum abgedruckt wurde, wohl die erste von einem deutschen Schriftsteller. Freilich kümmert er sich nicht um die Wunder der Kunst, sondern nur um die Mirakel der Kirche, und man darf daher nicht an Goethe denken, wenn auch charakteristische Züge aus dem Leben jener Zeit nicht fehlen. Es wehte damals die Luft der Gegenreformation, von der uns auch Beda Weber ein Bild entrollt, und für die Geschichte derselben ist die religiöse Genossenschaft Guarinoni's nicht ohne Bedeutung. Sein Schwager, der Salinenbeamte Georg Thaler, wurde Klausner im Walde, neben ihm fand der Pfarrer Christoph einen Platz. Mit dem ekstatischen Capuziner Fra Tomaso, den Erzherzog Leopold an den Hof von Innsbruck berief, verband ihn eine innige Freundschaft. Sein Siegelring trug das Bild des Erlösers, ein Lappen vom Gewande des heiligen Canisius sollte den Arzt vor der Ansteckung durch Seuchen schützen. Er vor Allen wirkte für die Verehrung tirolischer Heiliger durch Wort und Schrift. Ihm verdanken wir die Biographie zweier frommen Knaben: Matthäus Furtner und Maccabäus Trojer, zu Anfang des 17. Jahrhunderts; er feierte diese „zwo köstlichen Blumen tirolischen Gebirges“ auch in einem lateinischen Gedichte. In einer langen Schrift

setzt er der frommen Dienstmagd Notburga auf dem Eben, die vor etlichen Jahren heilig gesprochen wurde, ein Denkmal, desgleichen dem Simon von Trient und dem Anderl von Rinn.

Guarinoni lebte von nun an zu Hall, dessen schöne und gesunde Lage, dessen milde Luft, durchäuert von Salzdämpfen, er vielfach pries, stieg hoch an Ehren und Würden, hielt aber auch auf seinen Stand und beklagt den Wechsel der Zeit; vordem seien die Doctoren im Talar einhergeschritten, jetzt trügen sie sich wie die Cavaliere, mit Degen an der Seite. Dafür schwänden auch die doctorlichen Tugenden und statt dem herrsche die Geldgier. Drollig schildert er das Verhältniß zu den Kunden:

Der Doctor hat drei Angesichte:  
Dies, wenn er kommt, ist engelisch,  
Bald d'rauf, wenn er hilft aus Noth,  
Macht man aus ihm ein' halben Gott;  
Soll sich der Krank' mit Dank einstell'n,  
Scheint Doctor ein Teufel aus der Höll'n.

Das ist wohl gleich geblieben.

Hier verfaßte er sein großes Werk: „Grewel der Verwüstung menschlichen Geschlechtes, zu sonderen Nutz, Glück, Heil, Wolfahrt, langem Gesundt, zeitlich und ewigem Leben, ganz hochlöblicher teutscher Nation neulichst gestellt durch Hippolyt von Guarinonium. Ingelstatt bei Andreas Angermayer 1610.“ Die erste Widmung gehört „der allerheiligsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürstin und Frauen, Jungfrauen Maria, gekrönten Kaiserin des himmlischen Reiches, Großherrscherin der neun englischen Heerscharen, gebornen Königin zu Israel, Churfürstin des gelobten heiligen Landes, Fürstin aus Juda, triumphirenden Zerknirscherin der alten Schlangen, Ueberwinderin der Heiden, siegreichen Verwüsterin der Kezer, allermächtigsten Frauen der ganzen Welt, jungfräulichen Gespons und Mutter des allerhöchsten, meiner nach Gott allergnädigsten Kaiserin und Frauen“. Die zweite dem „alldurchlauchtigsten, großmächtigsten, unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Kaiser Rudolpho dem andern“. Man hat das umfangreiche Werk mit Recht als eine polyhistorische Makrobiotik bezeichnet, es ist aber auch eine der ergiebigsten Fundquellen für deutsche Culturgeschichte in jeder Richtung, und wenn es einmal ein deutscher Starmaz ausfindet, so erhalten wir wohl ein Buch darüber, so dick wie jenes. Prosa wechselt mit Versen, aus großer Platttheit leuchtet hie und da eine hochpoetische Stelle, der Dialekt des Unter-Innthales schlägt überall

herein, und so ist auch dem Sprachforscher gedient. Eine Zusammenkoppelung von Worten, der man jetzt häufiger als bei den Classikern begegnet, bringt auch er: „Oder aber!“ Allerdings kommt das schon in der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. vor; vielleicht auch früher.

Bald verheirathete er sich mit Charitas Thaler; sie schenkte ihm mehrere Söhne, deren einer, Seraphinus Ignatius, sein Nachfolger als Arzt wurde, und einmal Drillinge, die auf den Namen Christina getauft wurden und sogleich nach der Geburt starben. Sie sind im Dreifaltigkeitskirchlein auf Georgenberg begraben; voll Poesie und Gefühl ist ihre Grabchrift:

„Den vierten Tag Märzten 1604 Jahr  
Charitas oder Lieb' uns Drei gebar:  
Drei Christinas, drei Schwestern, drei Gottesgab',  
Die zumal beschloß ein Leib, jetzt beschließt ein Grab.  
In einer Stund' sind wir geboren und lebten und starben zugleich  
Und fuhren von Lieb' zu Lieb' ins Himmelreich.“

Die Ehe war eine glückliche, doch scheint seine Frau ihm hie und da Kifferbsen vorgefetzt zu haben, wenigstens bringt er den Spruch:

„Man erlangt kein Ehr, wenn man thut streiten  
Mit Birthen, Weibern und Schifflenten.“

Ein Freund schrieb an sie: „Du hast einen Mann nach dem Herzen Gottes. Ueberwinde ihn in der Liebe Gottes, treib' ihn an zum göttlichen Lobe.“

Einen Blick in seine Kinderstube gestattet die schöne Stelle über die Musik: „Es ist für sich selbst verwunderlich und doch allenthalben gemein und wohl bekannt, daß die kleinen und neugeborenen Kindlein, deren Weinen, Klagen und Anliegen man sonst nit verstehen kann, durch das einfältige Gesang, oft schändliche Geplär und Heulen der alten Weiber dennoch zum Essen, zum Trinken, zum Schlaf und ihres Schmerzes zu vergessen bewegt werden. Ist in dem aber verwunderlich, wenn sie jährlig und auch noch darunter sein und kaum die Füßlein ein wenig brauchen oder sich darauf steuern mögen, wann man ihnen etwas vorsingt oder auf einem Instrument, Zither, Laute oder Pfeife, etwas spielt, sie ihre Füßlein, Armelein, Haupt und ganzen Leib dem Gesang und Lied oder Tanz nachwenden und hüpfen. Erst heut' an diesem Abend, als ich doch dieses schreibe, hörte ich meine Köchin in der Küche etwas hacken, wobei sie mit beiden Hackmessern eine Melodie

und Tanz nachmachte. Alda mein kleines und erst jähriges Töchterlein selbigem Hackwerk und Melodie nach das Haupt, die Füßlein und den ganzen Leib, ja die Augen selbst neigte und hüpfte mit meiner höchsten Verwunderung. Ist mir eingefallen, daß eben unser Leib nichts anderes, denn eine schöne, künstliche Musik, welche aus mannigfaltigen schönen Hauptpartien, so all' unterschiedlicher Natur und Art: die eine subtil als des Lebens Geister, die andere mitter als das Geblüt, die dritte etwas gröber als das Fleisch, die vierte als die gröbste in das Gebein zusammengesetzt und getragen sei, deren die

Lebendigen Geister den Discant — so das Feuer,  
Das Geblüt den Alt — so die Luft,  
Das Fleisch den Tenor — so das Wasser,  
Das Gebein den Baß — so die Erd'

vertreten. In welchen vier Stimmen die ganze Musica geschlossen und in den Octaven, gleichsam in einen Ring, wiederum reichen thut. Aus solchen subtilen und groben und widerwärtigen Stücken der menschliche Leib zusammengesetzt ist und gleichsam eine schöne Musik dennoch zusammenstimmt. Dergleichen Musik haben die Alten in den Himmeln und im ganzen Erdbreis vermeint zu sein. Und erst glaub' ich, meine Meinung betrüge mich nit, weil nit allein die Menschen, sondern auch alle unvernünftigen Thiere, so aus obgedachten vier Hauptstücken: aus Geistern, Geblüt, Fleisch und Bein, erschaffen, durch die Musik ebenmaßen und sehr wunderbarlich bewegt werden. Die Schafe und Gais, wenn ihnen der Hirt pfeift, weiden mit besserer Lust, nehmen besser zu, geben mehr Milch und Nutz. Ich hab' nächst verschiedenem Tag mit Fleiß zugesehen, als ich nach Schwaz hinabritt. Ein Hirtenbub saß in der Einöb auf der andern Seite des Innstromes an dem niedern Gestade, der eines seiner Hirtenliedlein mit schöner, heller Stimme sang. Seine Kühe, deren theils im Wasser, theils hervorstunden, hielten allsam die Köpfe über sich, vergaßen Weide und Trank und horchten ihrem singenden Hirten mit sonderbarem Fleiß und meiner höchsten Verwunderung zu. Allgemach traten sie Schritt für Schritt zu ihm näher und standen all' um ihn herum. Darum spricht der hoch- und weitberühmte Weltweise Aristoteles: „Die Musik hat in sich eine natürliche Lieblichkeit, dermaßen sehr, als wäre sie eine Meisterin und Bewegerin menschlicher Geberden und Sitten zur Tugend und allen guten Dingen.“ Guarinoni hätte nach Aristoteles auch die *χορὸν ποζυγγε* Pindar's anführen können.

Unser Guarinoni steht nicht unter dem geistigen Niveau seiner Zeit, in vielen Dingen überragt er sie. Der Hexenhammer wüthete im protestantischen Norden ebenso schrecklich wie im katholischen Süden, ja noch schrecklicher, und die gepriesenen Humanisten Italiens waren mit ihrem Neuplatonismus, der überall Geister sah, Hauptträger dieses blutigen Wahnwizes. Er glaubte zwar auch an die Gabel- und Bockfahrer, seine Praxis hatte ihn jedoch Vorsicht gelehrt. Wie der Ehefrauen überhaupt gegen die groben Männer, nahm er sich insbesondere der gefährdeten alten Weiber auf edle Weise an. „Was soll das für eine schöne männliche Kühnheit und Kurzweil sein, Diejenigen beleidigen, die vorhin genug beleidigt sind; die uns empfangen, mit Treue getragen, mit großen Schmerzen geboren, mit höchster Treue ernährt, mit großer Mühe erzogen und alles Gute und Liebe an uns vollbracht haben? Was ist es für eine Ehr, Diejenigen zu verachten, so in der Natur und in der Jugend, geschweig jetzt im Alter die Schwächsten sein?“ Den Mädchen rief er zu: „Der Schlüssel der Jungfrauschafft ist die Geschamigkeit.“ Manchmal ist er aber auch ungalant: „Das allergeübteste weibliche Glied ist die Zung; diese ist in der Behendigkeit dermaßen schnell und hurtig, daß sie keinem Enten- noch Gansschnabel nichts bevorgiebt und nicht zu fürchten, daß ihnen dieselbe inner der Zähne verroste.“ Köstlich schildert er die Gecken und Frauentnechte jener Zeit; wir theilen nur ein Bruchstück mit, weil es sich mit einer Stelle in Shakespeare nahezu deckt. „Einige tragen ein Zahnstürzer sonderlich Nachmittag bis zu Nacht in Händen und stieren stets in den Zähnen herum, können die köstlichen überbliebenen Schiefer nicht aus den Zähnen bringen. Ich trag Sorg, es freß mancher den Zahnstürzer selbstn vor Hunger; oder er steckt ihn auf das Ohr, oder gar auf den Hut, wie auch etwa einen langen Zimmtzucker, damit man meinen soll, wie sie nur so stattlich ob der Tafel gelebt haben, als etwa auch diejenigen, so die Federn von Reb- und anderen Hennen über das Fenster hinab werfen, oder ein Fuß von Rebhuhn hinter das Ohr stecken, oder die Semmelbrofen auf den Bart streuen und den ganzen Tag daran zu säubern haben, bis sie die Brofamen herausbringen.“ Neben vielen ungedruckten Stellen aus Handschriften geben wir zum vollständigen Bilde diese und andere gedruckte; wenn auch nicht die Orthographie, behalten wir doch die Eigenthümlichkeiten der Sprache bei.

Sein heller Blick durchschaute die Thorheit der Astrologie, welcher damals die berühmtesten Männer huldigten, „die lügenden Wahrsager,

Planeten- und Geburtssteller, Handpropheten, Wund- und Suchtsegner. Tapp jetzt mit deinen Tagen drein, daß kein Himmel noch Gestirneskraft dich zu deinem langen oder kurzen Leben bewältigen kann, weil kein Gestirn so edel, so stark, so frei als du bist; ja nit so vermöglich, daß es sich selbst bewegen, geschweige die vernünftige Seele gewältigen könnte. Wie die heidnischen Weltweisen aus dem Licht der Natur allein des Himmels Dhnmacht gemerkt und frei bekannt, derselbe sei nit so mächtig, daß er sich selbst bewegen, sondern müsse von den Engeln und Geistern stets herumgewalgt werden. In maßen du jetzt das Kinderspiel leicht vernehmen magst, daß die Himmel von Engeln und nit die Engel, Geister oder Seelen von den Himmeln beherrscht werden.“ Er erinnerte sich bei dieser schönen Stelle wohl an Dantes Paradies. Auch mit den Edelsteinen, denen man damals mystische Eigenschaften beilegte, beschäftigte er sich, psychologische und physische Studien schlossen sich an; die Erdbeben suchte er zu erklären: „welche aus hitzigen, subtilen und kalten und feuchten zusammen treffenden und geschlossenen Dämpfen entstehen, die, demnach sie einander nicht leiden können, nit anders als Feuer und Büchsenpulver, mit unglaublicher Macht durch den Erdboden fahren, bis sie einen Ausgang gewinnen.“

Guarinonius verdient auch einen Ehrenplatz in der Geschichte der Botanik. Er legte das älteste österreichische Herbar an, welches sich gegenwärtig im Museum zu Innsbruck befindet und dadurch wichtig ist, daß er den lateinischen Namen der Pflanzen überall die deutschen, wie sie das Volk noch anwendet, beifügte. Um Kräuter zu suchen, stieg er in das Hochgebirge. Er ist vielleicht der Erste, der seit Petrarka's berühmtem Ausfluge auf den Monte vento, einen solchen schildert. Im Jahre 1609 wagte er einen solchen zum Wettersee und auf die Tarnthaler Köpfe. Wir können hier nur darauf verweisen, er verdient in einer Chrestomathie abgedruckt zu werden. Es zieht ein Hauch tiefen Naturgefühles, moderner Empfindung durch diese Beschreibungen; er war begeistert vom Hochgebirge. Im Capitel vom Bergsteigen, Jagen des Wildes und Besuch der köstlichen Birgkräuter sagt er: „Das Gebirg ist in dieser runden Welt nichts anderes, als ein gespitzter Diamant und Edelstein im guldenen und runden Ring. Das Gebirg ist ein Zeiger Gottes, so in die Höhe zeigt, wer sein und unser Schöpfer und Erschaffer sei, denn mit dem, daß wir das Birg ansehen, kehren wir weit öfter unsere Augen gen Himmel und zu Gott. Wer es nur mit einfältigen, gemeinen Augen ansieht, dem kommt es wegen seiner fürtrefflichen und besondern auswendigen Gestalt nicht

anders vor, als ein edlerer, ansehnlicherer, herrlicher, verwunderlicher, beständiger, tugendlicherer und kostbarerer Theil dieser untern Welt, darum ihn auch Gott und die Natur vor allen seiner Vortrefflichkeit wegen weit über das andere Erdreich erhebt und nichts anderes als einen König und Kaiser in seinen höhern Thron gesetzt, aus welchem er das andere unvollkommene, niedere Erdreich unter seinen Augen hätte und darüber herrschte. Die Birgheit sind den kühnen Riesen gleich, von welchen die Poeten fabuliren, daß sie sich unterstanden, mit dem Abgott Jove zu kämpfen, sie aber dennoch nicht wichen.“

Er war ein ausgezeichnete Arzt, sein Ruf drang über Berg und Thal, bei schweren Fällen holte man ihn in die entlegensten Gegenden, und er hatte da manches Abenteuer, selbst Lebensgefahren zu bestehen. Er verstand sich auch auf rationelle Curen. Hier ein ergötzliches Beispiel: „Zu Schwaz hatte ein hungriger Alchymist einem frommen einfältigen Weib geweissagt, sie werde innerhalb neun Monaten sterben; solle ihre Sachen richten. Das Weib, so noch stark, frisch und wohlgefarbt, nahm dieses zu Ohren und Herzen, bekümmert und grabt sich dermaßen ab, daß dieselbe inner vier Monaten ihr selbst nimmer gleich gesehen, und wäre sie in solchem Glauben fortgefahren, würde sie die neun Monate bei weitem nicht erreicht haben. Bin dessen durch ihren betrübten Mann im Vertrauen berichtet worden und habe sie auf meine Anstiftung durch ihn und andere bereden lassen: ich sei ein fürtrefflicher Planetenleser, Sterngucker und Weissager; sie sollte sehen, ob ich mit dem vorigen zu und beistimmte. Die laßt mich mit Verlangen auskundschaften, als ich zu Schwaz im Wirthshause bei Hans Thernhauser gelegen. Ich ließ sie für mich kommen, schaue ihr in die Hand und sage ihr nacheinander her, wie daß sie große Herzbetrübniß habe, stecke in traurigen Gedanken Tag und Nacht, genieße sie keine Freud, fürchte den frühen Tod. Beklich, daß sie von einem Landfahrer wäre in große Müheseligkeit gestürzt worden, darauf das gute Weiblein einen starken Seufzer gethan. Ferner zeig' ich ihr an, sie werde solchem Betrug entgehen, wiederum gesund und stark werden, glücklich leben und das siebzigste Jahr ihres Alters erreichen. Darauf das Weib unversehens mit beiden Armen und Händen zum Himmel gefahren und mit weinenden Augen und heller Stimme aufgeschrien: „O vergeltz euch Gott, mein lieber Herr, habt ihr mir so treulich die Wahrheit gesagt“. — Habe sie also auf ihrer guten Meinung und Glauben bleiben und heimgehen lassen und über vierzehn Tagen zu meiner Wiederkunft wiederum zu mir beschieden und verordnet gut

Speiß und Trank: alle Morgen ein wenig Malvasier, zur Mahlzeit aber einen guten Traminer. Da ich aber über vierzehn Tagen wiedergekommen, ist das Weib dermaßen schon verwechselt gewesen, daß ich sie schier nimmer gekannt. Da die neun Monat vorüber und sie trefflich wohl gewesen und bei ihren Kräften war, ruft ich sie und zeigt ihr das Gaukelspiel meines Weissagens an, daß sie durch ihren leichtsinnigen Glauben verdorben und wiederum durch den guten und leichten Glauben genesen war. Dessen sie sich zwar nicht wollte bereden lassen, sondern ich mußte, wie noch heutigen Tages, bei ihr ein Weissager sein. Wie dann viel andere Weiber von ihr herauf gen Hall zu mir gemiesen worden, ja auch etliche Männer, denen ich hätte weissagen sollen.“ — Das ist doch ein ganz hübsches Genrebild.

Dem scharfen Auge Guarinoni's entging bei seinen Fahrten nichts. Unsere Touristen, müde der jämmerlichen Hotelwirthschaft, werden zustimmen, wenn er sagt: „Ein redliches Gasthaus ist ein Kleinod, darum es auch die alten Deutschen nach dem Gast und nicht nach dem Wirth genannt, damit man wüßte, daß es fürnehmlich für den Gast und nicht für den Wirth gestiftet sei. Bei den allermeisten hat sich aber die Sitte sammt dem Namen verwechselt und aus dem Gasthaus ist ein Wirthshaus worden.“ Wie würde Guarinonius jetzt jammern; der Tugendspiegel, den er im 66. Capitel seiner Greuel den Wirthen vorhält, wäre manchem Raubritter an der Straße auch heute noch zu empfehlen, wenn solche Dinge hülften. Doch hatte schon er über Biervergiftung, Branntweinsuff und Weinsälschung zu klagen; auch er kannte bereits die verderblichen Wirkungen des Absynth. Sehr fein nennt er irgendwo die Spitäler die Wirthshäuser Christi. Wir können uns auf diesem Gebiete nicht weiter beschäftigen; Guarinonius wurde von einem Wiener Professor mit Recht als der erste Deutsche bezeichnet, der den Grund zur medicinischen Polizei legte, dessen tüchtige Rathschläge leider in vielen Dingen, auch jetzt, wo wir es doch so herrlich weit gebracht, noch nicht verwirklicht sind.

Sein Beruf führte ihn in alle Gesellschaftskreise: von der Hütte des Tagelöhners in den Anstiz des Edelherrn, vom Bette im Spital, „wo die Läuse beißen“, an den seidenen Armstuhl der Erzherzoginnen. Voll warmer Theilnahme für Alles, wußte er gut aufzufassen und dabei den Ernst durch Humor zu mildern, wenn auch oft der helle Zorn auflodert.

Der Adel bildete damals eine „Kränzelbruderschaft“. Guarinoni beschreibt einen lustigen Ausflug desselben: Tracht und Sitte des

dreißigjährigen Kriegeß, wie ein Gemälde von Wouverman, wenn auch die Metrif sich auf „Reim' dich oder ich freß dich“ beschränkt.

„Die ganze Kott' stolz auf zu Pferd,  
 Jeder Cavalier mit seiner Dam',  
 Reiten herein in g'spizten Bärt'  
 Und schlampeten Stiefeln g'nau zusamm'.  
 Das G'spräch' ist lauter Cortesei,  
 Mit eingelegten Venuswerk;  
 Der Cavalier bald wendet sich  
 Und tummelt auf dem Feld das Pferd.  
 Und wenn auf solcher lieben Reif'  
 (Dahin man auch vornehmlich zielt)  
 Ist Fischerei oder Jagens Preis,  
 Der ganze Zug sich da aufhält.  
 Nachdem vollend't die Feldkurzweil,  
 Sein Cavaliere schon bereit,  
 Den Damen z'helfen auf die Gäul'  
 Und lustig z'reiten über das Feld.  
 Es springt Lakai, es gumpet der Gaul,  
 Es laufen und bell'n alle Herrenhund',  
 Ist alles frisch und niemand faul  
 Und vergißt sich, wer zu ihn' kummt.  
 Aus Sammt, Seiden und Goldstuck  
 Der Cavalier und Damen Kleid,  
 Der Damen Köpf' mit Feder Geschmuck,  
 Der Bisamg'ruch die Nasen freut.  
 Als nun heinachen an das Schloß  
 Der schöne Zug gelanget wär',  
 Empfängt man sie mit Freuden G'schoß  
 Und reit' entgegen Knecht und Herr,  
 Die Cavalier' vom Pferd behend  
 Und jeder seiner Dame zue,  
 Hebt sie vom Pferd auf beiden Händ,  
 Daß sie kein Stein behellen thue.  
 Da gab's viel schönen Willigtumm  
 Der eitlen Wort und Lustes voll,  
 Mit g'sprengtem Gaul im Cirkel um  
 Und gegen Krachen der Pistol'n.  
 Das war die schöne Procession  
 So man dem Abgott Baccho z'Ghr'n  
 Zu sammt der Venus stellet an  
 Der G'stalt und Weis', wie man wird hören“. —

Wir wollen die Gesellschaft nicht zur Tafel begleiten, wo sich die Männer zutrinken und dann „klaffen, daß das Maul geht, wie

der Klapperstecken in der Mühle". — Wir sind nun beim „Gräul der altgewohnten und noch gewöhnlichen, leichtfertigen und ärgerlichen Fraß, Banket, Tafel und Schlampfrechheit" angelangt. Es ist das eines der wüthtesten Capitel in der Sittengeschichte des damaligen Deutschland, und schwerlich entwirft Jemand ein so drastisches Gemälde wie Guarinonius. „Wenn du ein Exempel einer Hochzeit nur eines gemeinen Edelmannes hören willst, so geb' ich Dir ein nagelneues von einer Hochzeit, welche erst in dieser Woche zu Hall feierlich und frißländisch gehalten worden. Sieben Tafeln sind gewesen, jede gar wohl mit Hochzeitleuten besetzt; hat zwei Tage gewährt; auf jeder Tafel vier Trachten, jede Tracht mit dreizehn ansehnlichen Gerichten; thut auf eine Tafel 52, auf sieben Tafeln 364, zu zwei Mahlzeiten 729, auf zwei Tage 1456 Richten".

(Schluß folgt.)

---

## Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

### Die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften.

Derjenige, der sich ein — wenn auch nur in großen Zügen gezeichnetes — Bild über das geistige Leben Ungarns entwerfen will, muß in erster Reihe unbedingt die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften kennen lernen. Seitdem der junge Stephan Széchenyi in einer Commissionsitzung des 1825er Landtages, hingerissen von seinem leidenschaftlichen Patriotismus, sein ganzes Jahreseinkommen zur Gründung einer ungarischen Akademie anbot,<sup>1)</sup> sind nun mehr als sechs Decennien verflossen und während dieser Zeit, welche die Constituirung des modernen Ungarns in sich faßt, ist die ungarische Akademie der Wissenschaften das Centrum des geistigen Lebens in Ungarn gewesen. Die ungarische Akademie ist ein wissenschaftliches Institut; sie ist ähnlich den großen Akademien des Auslandes organisiert; sie hat ähnliche wissenschaftliche Ziele; sie giebt auch Mittheilungen und Berichte heraus; sie unterstützt wissenschaftliche Untersuchungen auf jedem Gebiet; sie ist aber auch zugleich ein nationales Institut, welches die Wissenschaften in erster Reihe in ungarischer Sprache pflegt, welches immer in Contact gestanden ist mit den großen nationalen Strömungen und sich fortwährend bemüht, der ungarischen Cultur Dienste zu leisten, welche nicht eben mit einer speciellen wissenschaftlichen Disciplin im Zusammenhange stehen. Eben deshalb hat die ungarische Akademie der Wissenschaften nicht nur Gelehrte und Fachmänner, sondern auch Dichter und hervorragende Dichter in ihren Kreis aufgenommen: wie denn auch Dichter (wie im vorigen Jahrhundert Georg Bessenhen) und Politiker (wie Stephan Széchenyi) es waren, welche zuerst die Nothwendigkeit der Gründung einer ungarischen Akademie der Wissenschaften eingesehen und der ungarischen Nation vertraut gemacht haben. Der große Schöpfer

---

<sup>1)</sup> Näheres siehe: Oesterreichische Revue, Jahrg. 1866, I, S. 49. „Die ungarische Akademie der Wissenschaften von Franz Toldy.“

des Ausgleiches mit Oesterreich: Franz Deák, der bedeutendste Minister Ungarns Graf Julius Andrássy, der Dichter Johann Arany waren Mitglieder der Akademie zu derselben Zeit, in welcher ein Paul Hunfalvy seine grundlegenden sprachgeschichtlichen Forschungen als Mitglied der Akademie vorlegte, ein Franz Toldy seine literar-historischen, ein Franz Sámamón seine geschichtlichen, ein Theodor Pauler seine rechtswissenschaftlichen, ein Karl Than seine chemischen und ein Julius Schwarz seine staatswissenschaftlichen Untersuchungen in den Mittheilungen und Berichten der Akademie erscheinen ließ.

Ihrem doppelten Zweck: dem streng fachwissenschaftlichen und dem allgemein national-culturellen entsprechend, unterstützt die Akademie auch seit vielen Jahren eine Reihe von populären Unternehmungen für das größere Publicum. Sie läßt z. B. die poetischen Meisterwerke des Auslandes muster-gültig ins Ungarische übersetzen (in letzterer Zeit z. B. Dante, Aristophanes, Thucydides); sie unterstützt eine Serie wissenschaftlicher Werke von allgemeinem Interesse, in der bereits eine größere französische, englische, römische, deutsche Literaturgeschichte erschienen oder im Erscheinen begriffen ist. (Letztere aus der Feder des Prof. Gustav Heinrich.) In demselben Unternehmen erschienen auch Hauptwerke von Mommsen, Taine, Curtius, Ranke in ungarischer Uebersetzung. Auch verwaltet die Akademie eine Reihe von Stiftungen für belletristische Werke, besonders mehrere Dramenpreise, welche alljährlich dem Urtheile der Akademie gemäß ausgetheilt werden.

Das Hauptgewicht der streng wissenschaftlichen Thätigkeit der Akademie fällt natürlich auf die Durchforschung Ungarns. Im Dienste dieser wissenschaftlichen Erkenntniß Ungarns steht eine vielseitige Organisation in den verschiedenen Classen der Akademie, und eine lange Reihe von wissenschaftlichen Publicationen. Es gilt bis auf die höchsten Höhen der Karpathen vorzudringen und ihre Gestaltung, ihr Gestein, ihre Entstehung zu untersuchen: dann allmählich hinabzusteigen und die Vegetation und die Thierwelt zu beschreiben und ihre Wechselwirkung zu erklären; es gilt die Natur des weiten ungarischen Pusttenlandes zu prüfen und seine Entstehung aus einem vorsündfluthlichen Binnenmeere zu reconstruiren; es gilt sich zu erheben zu jeder Höhe unseres Vaterlandes mit den wissenschaftlichen Präcisionsinstrumenten und den wissenschaftlichen Forschungsmethoden der Gegenwart, und hinabzusteigen in jede Tiefe; hinab bis zu dem Grunde des wellengekrönten Plattensees, um seine submarine Fauna und Flora zu sehen, um zu erkennen, wo die unterirdischen Quellen sind, welche dieses „ungarische Meer“ speisen, oder hinab bis in die tiefsten Stellen des Schemnitzer Bergwerkes, um dessen golddurchflochtenes Gestein zu analysiren. Es gilt einzudringen in die räthselvolle Vergangenheit des ungarischen Stammes, in die prähistorischen Verhältnisse des Landes, welches erst seit einem Jahrtausend von Ungarn bewohnt wird; die zahlreichen römischen, avarischen und keltischen Denkmäler und Schmuckgegenstände richtig zu deuten und aus ihnen die richtigen Schlüsse auf die Vergangenheit des vormagyarischen Ungarns zu ziehen; alle die historischen Phänomene zu untersuchen, welche seit der Einwanderung der

Ungarn zu constatiren sind und an deren Ende wir uns mit dem heutigen Ungarn als Resultat geschlossen sehen. „Wir müssen,“ sagte Johann Arany einst als Generalsecretär der Akademie in einem seiner Berichte, „wir müssen uns erkennen und uns dem Auslande zu erkennen geben. Wenn wir jede Scholle unseres heiligen Vaterlandes kennen werden; wenn jedes Gestein uns erzählen wird, von wannen es kommt, wem es begegnet ist; wenn alles, was da freucht und fleucht gesammelt und in ein allgemeines wissenschaftliches System gebracht sein wird; wenn wir erfasst haben, wie unser Klima beschaffen, woher die trockenen Winde wehen und warum sich auf unserem Himmel Regenwolken ballen; wenn wir eingedrungen sind in die unterirdischen Begräbnißstätten der Völker, die da waren, ehe wir kamen; wenn wir unsere Vergangenheit, unsere Gegenwart, unsere Sprache mit dem hellsten Lichte der Wissenschaft beleuchtet: dann hat unsere Akademie sich auch im Auslande ein bleibendes Stammcapital geschaffen, dann haben wir Patriotismus und Wissenschaft in Eins verschmolzen.“

Daß die ungarische Akademie der Wissenschaften auch das Gebiet der nicht-ungarischen wissenschaftlichen Probleme mit Fleiß bearbeitet, will ich — statt allgemeiner Erörterungen — durch einige Beispiele illustriren, welche sich sämmtlich auf die letztverfloffenen Monate beziehen. Im Herbst erschien in den Abhandlungen der Akademie unter Anderem auch ein größeres Werk über den französischen Dichter André Chenier von Julius Haraszti. In dieser Arbeit sucht Haraszti nachzuweisen, daß André Chenier nicht der rein antike Dichter ist, als den ihn die gewöhnliche Auffassung charakterisirt, sondern daß er im innersten organischen Zusammenhange mit den zeitgenössischen französischen poetischen Bestrebungen steht, daß er also kein spätgeborener griechischer Elegiker, sondern ein echter Sohn des vorrevolutionären Frankreichs ist. Haraszti stellt demnach André Chenier mitten in seine Zeit und erklärt die Eigenheiten seiner Poesie aus der geistigen Atmosphäre des Dichters, in der er aufwuchs. Es ist Hoffnung vorhanden, daß dieses Werk Haraszti's auch in französischer Sprache erscheint. Als Edition der Akademie erschien auch jüngst der zweite Band des auf Quellenstudien beruhenden Werkes von Madár Ballagi über Colbert, den großen Minister Ludwig's des XIV. — Professor Emil Thewrewk de Bonor hielt im März einen Vortrag über die Griechische Anthologie. Von Thewrewk erscheint auch mit Unterstützung der Akademie eine Uebersetzung der Griechischen Anthologie (427 Epigramme) mit einer eingehenden Einleitung, welche die Geschichte dieser Anthologie erörtert. In derselben März Sitzung reichte auch Alexander Regl seine Studien über die Neupersische Literatur ein, welche sich ausführlich mit dem 19. Jahrhundert beschäftigt. J. Kunos berichtete voriges Jahr über Kleinasiatische türkische Volksromane, Zvan Télyh über die neuere hellenische Literatur und den griechischen Sprachunterricht, Asboth über den Accent in den slavischen Sprachen, Julius Schvarcz legte im Laufe des verfloffenen Jahres eine Abhandlung über die Demokratie von Taras, Syracus, Akragas und anderer griechischer Staaten, sowie eine Abhandlung

über das Anrecht wissenschaftlicher Capacitäten auf einen Sitz im Oberhaus, mit besonderer Berücksichtigung der spanischen Gesetzgebung vor. Julius Schwarcz hat auch dieses Jahr in einer März Sitzung mit großer Originalität und Gelehrsamkeit ein Thema behandelt, das zu den sensationellsten wissenschaftlichen Fragen gehört, welche in allerjüngster Zeit aufgetaucht sind. Es ist dies die neu aufgefundene Aristoteles-Handschrift des British Museum. Julius Schwarcz, der zu den größten Kennern der griechischen Verfassungsgeschichte gehört, wie er dies in seinem großen, auf sehr eingehenden Quellenstudien beruhenden Werk: Die Demokratie, I. Band, in geistreicher Weise bewiesen, darf mit seiner Ansicht über den neuen großartigen Fund wohl auch auf allgemeineres Interesse rechnen. Ich will in dem Folgenden versuchen, den diesbezüglichen Gedankengang des ausgezeichneten Gelehrten zu skizziren.

Der wie durch ein Wunder erhaltene Papyrus des British Museum wurde gleich nach seiner Entdeckung für ein Werk des Aristoteles gehalten, und zwar für ein Bruchstück der *Politeiai poleon*, in welcher Aristoteles die Staatsverfassung von 158 griechischen und barbarischen Staaten schildert. Schwarcz sieht keinen zwingenden Grund, dieses Bruchstück dem Aristoteles zuzusprechen. Ein genaues Eindringen in die Einzelheiten des Aristoteles-Papyrus belehrt uns sogar, daß diese Handschrift überhaupt nicht aristotelisch ist.

Titel des Werkes und Name des Verfassers fehlen in dem Papyrus. Aus dem Inhalt des Werkes können wir ersehen, daß sein Titel Staatsverfassung Athens (*Athenaion politea*) gewesen sein mag. Er umfaßt die Jahre 596 bis 322 v. Chr. (Der Herausgeber Kenyon irrt, wenn er behauptet, das Bruchstück reiche bis zu dem Jahre 307, denn der Text schildert die am Anfang des Euklides-Zeitalter hergestellte Demokratie als noch bestehend; diese Staatsverfassung wurde jedoch im Jahre 322 schon durch Antipatros abgeändert, den der Papyrus aber noch nicht kennt.) Wer ist nun der Verfasser dieses interessanten Bruchstückes, wenn es nicht von Aristoteles herrührt?

Man könnte an Theophrastus denken — meint Schwarcz — der ein sehr fruchtbarer Schriftsteller war und dem Zeugnisse Cicero's zufolge die Gesetze verschiedener Staaten ausführlich behandelte. Theophrastus wohnte längere Zeit in Athen und war auch das Haupt der Peripatetiker nach Aristoteles. Für wahrscheinlicher hält jedoch Schwarcz, daß der Verfasser des Papyrus Demetrius Phalereus ist (geb. um 350). Demetrius Phalereus bekleidete eine Zeitlang ein hohes Staatsamt und war nicht nur ein vorzüglicher Redner, sondern auch Peripatetiker und politischer Schriftsteller. Eines seiner Werke behandelte die Gesetze Athens; ein anderes behandelte die politischen Theorien seiner Vorgänger. Auch schrieb er ein Werk zur Begründung der politischen Reformen, welche er in Athen während seiner Verwaltung einführte. Diese Reformen waren — wie dies Strabon bezeugt — wichtig und heilsam. Außerdem verfaßte Demetrius Phalereus auch zwei Schriften gegen die Pöbelherrschaft in Athen, und eine über die Rechtsverhältnisse Athens. Von größter Bedeutung für

den Gegenstand ist aber, daß Demetrius Phalereus ein Werk schrieb, welches verloren ist, das jedoch, seinem Titel <sup>1)</sup> nach zu urtheilen, die Geschichte der verschiedenen Constitutionen Athens umfassen mußte. Ganz denselben Gegenstand behandelt nun auch der Papyrus des British Museum. Wie erwähnt, ist Antipatros der Endpunkt in der Darstellung des Papyrus: zur Zeit, als Antipatros die Verfassung Athens im Jahre 322 umgestaltete, war Demetrius Phalereus ungefähr 28 Jahre alt, und konnte umsomehr den fraglichen Papyrus verfaßt haben, da er zu dieser Zeit bereits einflußreich und als bekannter Staatsmann sich leicht Eingang in die athenischen Archive verschaffen konnte — leichter als Aristoteles, der damals keine Berührung mit der politischen Elite Athens hatte und übrigens wegen seiner politischen Verbindungen mit der macedonischen Partei in Mißcredit gerathen war, so daß er sich bald darauf aus Athen flüchten mußte. Aristoteles konnte sich — wegen des politischen Verdachtes, der auf ihm lastete — nicht einmal in die öffentlichen Gebäude Athens Einlaß verschaffen: wie hätte es ihm gelingen können, in den Staatsarchiven die Quellen der Verfassung studiren zu dürfen? Auch verräth die Politik des Aristoteles nirgends, daß er archivalische Einsicht in diese Quellen besessen hat; er bewegt sich vielmehr nur in allgemeingehaltene Angaben, so oft er von der Verfassung Athens spricht. Eingehende Detailkenntniß hat er nicht.

Wir haben demnach gar keine überzeugenden, ja nicht einmal sehr plausible Gründe für die Annahme, daß der Verfasser des Papyrus Aristoteles sei. Dagegen spricht der Umstand, daß Demetrius später in Aegypten war und sogar als Bibliothekar in jener Gegend lebte, wo der Papyrus aufgefunden wurde, dafür, daß der Papyrus sein Werk enthält.

Betrachten wir nun die inneren Gründe, die gegen Aristoteles als Verfasser sprechen.

Wenn wir unser Bruchstück inhaltlich mit der Politik des Aristoteles vergleichen, so finden wir einen bedeutenden Gegensatz und auffallende Abweichungen, sowohl in Bezug auf einzelne Angaben, als hinsichtlich der Beurtheilung einzelner Institutionen und gewisser Männer. Vergleichen wir zum Beispiel das, was Aristoteles, und das, was unser Papyrus über einen so wichtigen Punkt wie die Gesetzgebung des Drafo und des Solon sagen.

Aristoteles sagt in der Politik über Drafo ungefähr Folgendes: Drafo machte Gesetze, die er auf Grund einer schon bestehenden Verfassung gab; diese Gesetze zeichnen sich durch nichts als durch ihre große Strenge aus.

Wesentlich anders faßt der Papyrus die Rolle Drafo's auf; dem Papyrus zufolge ist Drafo ein Gesetzgeber von allergrößter Bedeutung, der Urheber der timokratischen Organisation, welche man bisher dem Solon zuschrieb, und ein bedeutender Staatsmann, dessen Wirksamkeit sich auf alle Details der Verfassung erstreckte.

<sup>1)</sup> Περὶ τῶν Ἀθηναίων πολιτεῶν.

Drako gewinnt demnach an Bedeutung, während Solon's Wirksamkeit in dem Papyrus auf engere Grenzen beschränkt wird, als es nach den bisher bekannten Quellen der Fall war. Drako war uns nur als der Urheber eines Criminalcodex bekannt; der neue Papyrus schildert ihn nun als den Urheber der timokratischen Idee, sowie als den Begründer des Hoplitencensus. Solon's Bedeutung leidet dagegen einigermaßen Einbuße: er muß nach dem Papyrus noch einen Theil seines Ruhmes an seinen Vorgänger Drako abtreten. Dagegen lernen wir in dem Papyrus Solon als geistreichen Organisator der Schwurgerichte kennen.

Schwarz untersucht weiterhin eingehend, welches die neuen Daten sind, die der erste Theil des Papyrus enthält. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, daß diese Untersuchungen vollinhaltlich auch in deutscher Sprache veröffentlicht würden. Einen ausführlichen Bericht über einige interessante, die Vergangenheit Ungarns betreffende Vorlesungen, welche jüngst in der Akademie gehalten worden sind, trage ich baldigst nach.

Fr. Niedl.

**Die Akademie der Wissenschaften in Krakau** wurde von Kaiser Franz Joseph I. im Jahre 1873 gestiftet. Dieselbe steht unter dem Allerhöchsten Schutze Seiner Majestät des Kaisers, welcher den Protector und den Viceprotector der Akademie ernennt, und dessen Bestätigung die Wahlen des Präsidenten, des Generalsecretärs, und der ausländischen Mitglieder benöthigen. Die Akademie zerfällt in drei Classen: 1. die philologische Classe, 2. die historisch-philosophische Classe und 3. die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Die Publicationen der Akademie erscheinen in polnischer Sprache, welche zugleich die Geschäftssprache der Akademie ist. Die Thätigkeit, welche die Akademie seit ihrer Gründung entfaltet hat, ist in einem im Jahre 1889 erschienenen „Gedenkbuch der Thätigkeit der Akademie 1873 bis 1888 (Pamiętnik piętnastoletniej działalności Akademii)“ niedergelegt und läßt sich am besten an der Aufzählung der bedeutendsten Publicationen demonstriren.

Die philologische und historisch-philosophische Classe haben veröffentlicht: „Pamiętnik Wydziału filolog. i hist.-filozof.“ (Denkschriften der philologischen und historisch-philosophischen Classe). 4. 8 Bände (38 Taf.). — „Rozprawy i sprawozdania z posiedzeń Wydziału filolog.“ (Sitzungsberichte und Abhandlungen der philologischen Classe), 8. 13 Bände (5 Taf.). — „Rozprawy i sprawozdania z posiedzeń Wydziału historyczno-filozoficznego.“ (Sitzungsberichte und Abhandlungen der historisch-philosophischen Classe). 8. 24 Bände (37 Taf.). — „Sprawozdania komisji do badania historyi sztuki w Polsce“ (Berichte der kunsthistorischen Commission). 4. 4 Bände. (97 Taf., 64 Holzschn.) — „Sprawozdania komisji jezykowej“ (Berichte der sprachwissenschaftlichen Commission). 8. 3 Bände. — „Archiwum do dziejów literatury i oświaty w Polsce“ (Archiv für polnische Literaturgeschichte). 8. 6 Bände. — Ferner: Corpus antiquissimorum poetarum Poloniae latinorum usque ad Ioannem Cochranovium. 8. 2 Bände. — „Biblioteka pisarzy polskich“

(Bibliothek der polnischen Schriftsteller (XVI. Jahrhundert). 16. 10 Lieferungen. — Monumenta medii aevi historica res gestas Poloniae illustrantia. Gr.-8. 11 Bände. — Scriptorum rerum Polonicarum. 8. 14 Bände. — Acta historica res gestas Poloniae illustrantia. Gr.-8. 12 Bände. — Monumenta Poloniae historica. Gr.-8. Band III bis V. — „Starodawne prawa polskiego pomniki“ (Alte Rechtsdenkmäler Polens). 4. Band II bis X. — Volumina Legum. T. IX. 8. 1889.

Außerdem seien von den publicirten Einzelwerken dieser beiden Classen an dieser Stelle erwähnt: Helcel A. S., „Dawne prawo prywatne polskie“ (Altes polnisches Privatrecht), 8. 1874. — Wiśłocki W., Catalogus codicum manuscriptorum bibliothecae Universitatis Jagellonicae Cracoviensis. 8. Cracoviae 1877 bis 1881. — Sadowski J. N., „Wykaz zabytków przedhistorycznych“ (Prähistorische Denkmäler Polens). 4. 1877, mit 6 Taf. — Krasziński S. A., „Słownik synonimów polskich“ (Synonyme der polnischen Sprache), 8. 1885, 2 Bände. — Ossowski G., „Zabytki przedhistoryczne etc. Prähistorische Monumente des alten Polen. [Text polnisch und französisch.] 4. 1879 bis 1885. 4 Hefte mit 45 Taf. — Ertreich R., „Bibliografia polska“ (Polnische Bibliographie). 8. 1872 bis 1888, 10 Bände. — Kolberg D., „Lud, jego zwyczaj“ etc. (Polnische Ethnographie). 8. 1873 bis 1888. 16 Bände (VI bis XXI). — Piekosiński J., „O dynastycznym szlachte polskiej pochodzeniu“ (Ueber die dynastische Herkunft des polnischen Adels). 8. 1889.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe giebt außer zahlreichen bedeutenden Einzelpublicationen folgende periodisch erscheinende Publicationen heraus: „Pamiętnik“ (Denkschriften), 4. 17 Bände (151 Taf.). — „Rozprawy i Sprawozdania z posiedzeń“ (Sitzungsberichte und Abhandlungen). 8. 20 Bände (152 Taf.). — „Sprawozdania komisji fizyograficznej“ (Berichte der physischen Commission). 8. 24 Bände (40 Taf.). — „Atlas geologiczny Galicyi.“ Folio. Bisher 2 Hefte. 10 Taf. — „Zbiór wiadomości do antropologii krajowej“ (Berichte der anthropologischen Commission). 8. 14 Bände (89 Taf.).

Schließlich sei noch der seit 1873 alljährlich erscheinende Almanach („Rocznik Akademii“) erwähnt, von dem also jetzt 17 Bände vorliegen. — Den Verkehr mit den auswärtigen gelehrten Gesellschaften vermittelt der „Anzeiger der Akademie der Wissenschaften“. Derselbe erscheint monatlich, mit Ausnahme der Ferienmonate (August, September), und besteht aus zwei Theilen, von denen der eine die Sitzungsberichte, der zweite den Inhalt der in den Sitzungen vorgelegten Arbeiten enthält. Die Sitzungsberichte werden in deutscher Sprache redigirt; bei der Inhaltsangabe hängt die Wahl der Sprache (deutsch oder französisch) von dem Verfasser der betreffenden Arbeit ab.

Die letzte Gesamtsitzung der Akademie fand am 6. December 1890 statt. In derselben ersuchte der Präsident Geheimrath Dr. Joseph Majer,

bei der Präsidentenwahl nicht mehr für ihn zu stimmen, mit Berufung darauf, daß er bereits vor drei Jahren die auf ihn gefallene Wahl nicht annehmen wollte, und erklärte, daß es wegen seines vorgerückten Alters sein unabänderlicher Entschluß sei, von der Stellung, die er seit der Gründung der Akademie eingenommen, zu scheiden. Auf Grund dieser Aeußerung stellte Prof. Dr. Morawski den Antrag, daß zum Andenken an die Verdienste, welche sich Dr. Majer als Präsident der Akademie seit der Gründung derselben erworben habe, ein mit dem Namen desselben bezeichneter Preis gestiftet werde, und noch in derselben Sitzung wurde auf Grund einer zur sofortigen Berichterstattung eingesetzten Commission beschlossen, zum Andenken an die unvergeßlichen Verdienste ihres langjährigen Präsidenten einen mit dem Namen desselben zu benennenden Preis von 1000 Gulden zu stiften, der von zwei zu zwei Jahren zuerkannt wird. Die Preisaufgaben sollen abwechselnd aus dem Gebiete der Pshysiographie der polnischen Länder und aus dem Gebiete der politischen oder culturellen Geschichte Polens gewählt werden. An Stelle des abtretenden Präsidenten wurde der bisherige Generalsecretär der Akademie Prof. Dr. Stanislaus Graf Tarnowski, und an Stelle des Letzteren Prof. Dr. Stanislaus Smolka zum Generalsecretär gewählt.

**Die Organisirung der Landesstatistik in der Bukowina.** Die Statistik der Landesverwaltungen von eigenen statistischen Landesämtern in Unterordnung unter die Landesausschüsse besorgen zu lassen, ist, von einigen mißglückten Versuchen abgesehen, bisher nur in Galizien durchgeführt worden, während in Böhmen die Aufgaben eines statistischen Landesamtes nur zum Theil von dem statistischen Comité und Bureau des Landesculturrathes versehen werden. Dem jüngsten Kronland gebührt das Verdienst, als zweites unter den österreichischen Ländern ein statistisches Landesamt geschaffen zu haben, denn mit dem 1. Januar 1891 hat ein solches in der Bukowina zu functioniren begonnen. Die Vorgeschichte dieser für die anderen Kronländer nachahmenswerthen Institution ist kurz folgende. In der Sitzung des Bukowinaer Landtages vom 30. October 1890 stellte Freiherr Eudoxius v. Hormuzaki den Antrag auf Errichtung eines statistischen Landesdienstes, welcher dem Verwaltungsausschusse zugewiesen wurde und in welchem Freiherr Victor v. Strycea das Referat über diesen Gegenstand führte. Den Ausschusssitzungen wurden mehrere Experten beigezogen, unter denen sich auch der Professor der Statistik an der Czernowiger Universität Dr. Ernst Mischler befand, welcher bis zu der vor zwei Jahren erfolgten Uebernahme dieses Lehramtes als k. k. Hofconcipist bei der statistischen Centralcommission eine erspriessliche Thätigkeit, insbesondere bei Herausgabe des „Oesterreichischen Städtebuches“ entfaltet hatte. Letzterer wurde beauftragt, einen Bericht auszuarbeiten, welcher den Berathungen des Verwaltungsausschusses und den Verhandlungen des Landtages als Grundlage diene. (Stenographische Protokolle. 1890, S. 265—277.) In der Sitzung des Landtages des Herzogthums Bukowina vom 22. November 1890 wurde auf Grund dieser Verhandlungen alsdann die Errichtung eines ständigen Landes-

amtes für Statistik, sowie einer ständigen statistischen Landescommission, welche beide dem Landesauschusse unterstellt sind, genehmigt, und der Landesauschuß gleichzeitig beauftragt, ein provisorisches Landesamt für Statistik, sowie eine provisorische statistische Landescommission bis zur definitiven Activirung dieser beiden Institutionen einzurichten. Die beiden statistischen Landesorgane haben, wie bereits erwähnt, mit dem 1. Januar dieses Jahres ihre Thätigkeit begonnen, und die Grundzüge ihrer Organisation bestehen darin, daß die „Statistische Landescommission“ als fachmännischer Beirath des Landesauschusses für alle Angelegenheiten der Landesstatistik d'ent. Der Vorsitzende dieser Commission muß ein Mitglied des Landesauschusses sein (gegenwärtig Dr. St. Stephanowitz), und die Mitglieder desselben sind außer dem Vorstand des statistischen Landesamtes je ein Vertreter der k. k. Regierung, der Stadt Czernowitz, der Universität, der Handelskammer, des Vereines für Landescultur, der Frucht- und Productenbörse, welche sämmtlich von diesen Behörden und Corporationen bestimmt werden, ferner eine Anzahl von Fachmännern, welche der Landesauschuß designirt (gegenwärtig je einer für die Finanz-, Sanitäts- und Schulverwaltung). Durch die hier mitgetheilte Zusammensetzung der Commission dürfte die Absicht, welche bei Errichtung derselben maßgebend war, einen Centralpunkt für alle statistischen Interessen im Lande zu schaffen, in zweckentsprechender Weise erreicht worden sein. Dem zweiten Organ der Landesstatistik, dem „Statistischen Landesamt“, obliegt es, die statistischen Arbeiten durchzuführen, und zwar jene, welche überhaupt in Folge der Landesordnung als statistische Landesangelegenheiten anzusehen sind oder welche ihm im Speciellen von dem Landesauschusse übertragen werden.

Mag man nun auch zugeben, daß die vielfach eigenartigen, von den übrigen Kronländern abweichenden wirthschaftlichen Zustände in der Bukowina das Bedürfniß für die Schaffung eines eigenen statistischen Landesamtes als besonders dringend für dieses Kronland erscheinen lassen, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß die Hauptmotive, welche für die Organisirung der Landesstatistik dort geltend gemacht wurden, auch für die anderen Kronländer mit Ausnahme von Galizien gelten, und daß die Vortheile, welche der Bukowina aus dieser Institution erwachsen werden, auch für die anderen Kronländer als sehr erstrebenswerthe bezeichnet werden müssen. Der von uns bereits namhaft gemachte derzeitige Vorstand des statistischen Landesamtes Ernst Wächler hat in einer auch als Separatabdruck bei Pardini in Czernowitz erschienenen Abhandlung in der „Statistischen Monatschrift“ darauf hingewiesen, daß gerade in den österreichischen Königreichen und Ländern mit ihrer reichen Selbstverwaltungsbefugniß „Statistischen Landesämtern“ ein äußerst ergiebiges Feld für eine segensreiche Thätigkeit offen stehe. Denn nicht allein weisen die Landesordnungen den Ländern eine Reihe eminent wichtiger Angelegenheiten entweder zur vollständig freien oder sich im Rahmen reichsgesetzlicher Vorschriften vollziehenden Verwaltung zu, sondern die parlamentarischen Behandlungen der Angelegenheiten in den Landtagen und die Verwaltungsthätigkeit der Landesauschüsse erfordern

gebieterisch eine breite statistische Grundlage im Allgemeinen und statistische Behelfe für jede gerade zu verhandelnde Frage im Besonderen. Zwar soll ja nicht verkannt werden, daß die Landtage und Landesauschüsse seit Beginn ihrer Thätigkeit stets und oft in sehr ausgiebiger Weise sich statistischer Behelfe bedient und statistische Erhebungen gepflogen haben, ja Wischler geht sogar so weit, den Ausspruch zu thun, daß „die umfangreichen Landtagsprotokolle und Beilagen geradezu von Statistik triefen,“ aber derselbe fügt auch hinzu, daß trotzdem Jedermann rathlos dastehe, der es unternehmen wolle, „auch nur einen einzigen Punkt für ein einziges Land statistisch exact und vollkommen durchzuführen, geschweige denn in vergleichender Weise für alle oder einige Länder“. Sollte es aber auch in manchen Fällen gelungen sein, brauchbare Resultate zu erzielen, so wird der Aufwand an Arbeit und Kosten ein ungleich größerer gewesen sein, als wenn dieselbe Sache von einem eigenen, auf der Höhe statistischer Methodik und Technik stehenden statistischen Amte durchgeführt worden wäre. Was nun den Wirkungskreis solcher statistischer Landesämter betrifft, so weist Wischler darauf hin, daß derselbe nicht mit der Bearbeitung jener Angelegenheiten, welche in den eigenen Kompetenzkreis der Landesstatistik fallen, wie Vermögensverhältnisse der Gemeinden und Bezirke, Landwirtschaftsstatistik auf breiterer Grundlage als die staatliche, Straßenwesen, Armenwesen im weitesten Umfange, Verwaltungsstatistik der Gemeinden (Bau-, Feuer-, Sicherheitspolizei u.) erschöpft sei, sondern daß die Landtage berechtigt seien, „zu berathen und Anträge zu stellen über kundgemachte allgemeine Gesetze und Einrichtungen bezüglich ihrer besonderen Rückwirkung auf das Wohl des Landes, und auf Erlassung allgemeiner Gesetze und Einrichtungen, welche die Bedürfnisse und die Wohlfahrt des Landes erheischen,“ endlich „Vorschläge abzugeben über alle Gegenstände, worüber er von der Regierung zu Rathe gezogen wird“. Und aus diesen Bestimmungen ergiebt sich für die statistischen Landesämter die Nothwendigkeit, auch Gegenstände zur statistischen Erhebung zu bringen, welche in den Wirkungskreis der staatlichen Statistik fallen.

Die hier kurz angedeuteten Aufgaben der Landesstatistik, welche sich aus der Landesverfassung ergeben, zeigen, von wie hoher Bedeutung für die Landesverwaltung die Errichtung statistischer Landesämter ist, wie dieselben in Galizien seit längerer Zeit und in der Bukowina seit Beginn dieses Jahres bestehen. Die Organisation des letzteren Amtes ist gleichzeitig ein mustergültiges Beispiel, wie ein solches wissenschaftlich und technisch gleich leistungsfähiges Amt mit bescheidenen Mitteln errichtet werden kann, denn im Budget von 1891 sind für das statistische Amt der Bukowina nur 2200 Gulden ausgeworfen. In diese Hauptziffer sind eingeschlossen: Honorar des Vorstandes, Reisepauschale, Remuneration der Hülfсарbeiter, Publicationskosten, Auslagen für Porto, Bücher und Sonstiges, während die Realerfordernisse für die Bureauräume und die Instandhaltung derselben, sowie für die Kanzleirequisiten dem Landesauschusse zur Last fallen. Ist die Institution der statistischen Landesämter aber erst einmal allgemein geworden, so vermögen dieselben dadurch, daß sie in Zusammenhang mit der staatlichen Statistik gebracht und die

Einzelnachweisungen der statistischen Organe der Landesauschüsse auf einheitlicher Basis erstellt werden, der Staatsverwaltung gleich wichtige Dienste wie der Landesverwaltung zu leisten.

Dr. Joh. B. Meyer.

### Teppichausstellung im österreichischen Handelsmuseum zu Wien.

Das Museum im Börsenpalaste beherbergt seit 4. April eine Ausstellung orientalischer Teppiche — zumeist Knüpfteppiche —, welche nicht ohne fruchtbare Anregung an der heimischen Kunstindustrie vorübergehen dürfte, und wäre es auch nur in der Weise, daß sie eine reiche Fülle malerischer Motive bieten und einen tiefen Einblick in die, dem Orient noch immer nicht ganz abgelassene Kunst der Flächen-decora-tion gewähren würde. Freilich von unserer Ausstellung direct zu erwarten, daß sie die Knüpfteppich-production auf europäischem, speciell österreichischem Boden heben, oder besser gesagt, heimisch machen werde, wäre aus mancherlei Gründen zu weit gegangen. Die uralte Knüpftechnik ist eine Pflanze, die nachweisbar in früheren Zeiten so ziemlich überall auf dem alten Continente gedieh, aus unseren Zonen aber schon seit Jahrhunderten zurückgedrängt wurde und sich kaum wieder hier acclimatificiren dürfte. Im Orient findet sie ihr Lebensselement in örtlichen, klimatischen, traditionellen und hauptsächlich in wirtschaftlichen Verhältnissen, die bei uns nicht mehr vorhanden sind. Für den Nomaden von Ferahan oder Kurdistan ist die von Urväter's Zeiten überlieferte Knüpfarbeit kein Erwerbs- und Geschäftszweig, sondern primitiver Hausfleiß der ihm einen für seine Lebensverhältnisse unumgänglichen Bedarfsartikel verschafft. Eine eigentliche Hausindustrie, hervorgerufen durch die starke europäische Nachfrage, ist nicht das Normale und zeitigt — wie die Ausstellung deutlich genug zeigt — nicht das Beste an Teppichwaare. Allein auch eine solche Hausindustrie findet in Vorder- und Centralasien wirtschaftliche Verhältnisse vor, die für uns einen längst überwundenen Standpunkt bedeuten; bei der modernen europäischen Productionsweise wäre die mühselige Knüpfarbeit vor allem Anderen doch zu wenig rentabel und würde nur in erhöhtem Maße das Schicksal der erzgebirgischen Spizenglöppelei erfahren. Trotzdem versuchte man zu wiederholten Malen den außereuropäischen Import in verschiedenen Ländern durch heimische Erzeugung großen Stils zu ersetzen. So soll im 17. Jahrhundert ein gewisser Jan Mazar'sky, der unter König Johann Sobieski als Soldat in türkische Gefangenschaft gerieth, zu Sluck in Polen eine Fabrik persischer Teppiche begründet haben, von deren Erzeugnissen sich mehrere Stücke erhalten und auch in der Ausstellung ihren Platz gefunden haben. Mit Rücksicht auf die sehr zweifelhaften Angaben über Mazar'sky hat man allerdings die polnische Provenienz dieser Teppiche selbst angezweifelt und sie als orientalische, wohl aber nach europäischen Angaben gefertigte Bestel-lungsarbeit ausgegeben; da auf diese Weise aber die nachweisbaren technischen Sonderheiten der Mazar'skyteppiche, noch mehr aber die ganz unorientalischen ornamentalen und chromatischen Abweichungen unerklärlich blieben, glauben wir an der polnischen Fabrication festhalten zu müssen, geben aber die Person Mazar'sky selbst gerne preis, weil es darauf gar nicht ankommt.

Weniger sichergestellt als die Glucker Fabrik sind andere Versuche europäischer Teppichherzeugung; allein auch die erstere Unternehmung scheint bald wieder in den Sand verronnen zu sein. Daneben hat sich die Teppichknüpferei als Hausfleiß von uralten Zeiten her auch noch in einigen europäischen Ländern erhalten, die in wirthschaftlicher Beziehung noch die meisten Parallelen mit der eigentlichen Teppichheimath aufweisen, wie in Schweden und den Balkanländern, auch in unserem Bosnien. Leider ist auch im letztgenannten Lande die uralte, gewiß nicht erst von den Osmanen erlernte Kunst der Teppichherzeugung seit der österreichischen Occupation und den dadurch bedingten wirthschaftlichen Umwälzungen im Erlöschen, wenn nicht schon erloschen. Die ausgestellten bosnischen Erzeugnisse sind durchaus Wirkteppiche jüngsten Ursprungs, die zu Sarajevo durch in Wien ausgebildete Weberinnen hergestellt werden. Sie zeigen meist eine aus stylisirten Blütenbüscheln gebildete Bordüre um ein einfarbiges, seltener durch Rosetten gemustertes Grundfeld. Hofrath Stora hat sich große Verdienste um die Teppichindustrie Bosniens erworben, und die Landesregierung trägt sich nun mit dem Projecte, auch die Knüpftechnik, wie früher die Wirkerei, wieder heimisch zu machen. Die Aussicht auf Erfolg ist allerdings nach den bisherigen Erfahrungen zweifelhaft. Eine nicht zu unterschätzende Anregung für derlei Bestrebungen bieten vielleicht mehrere indische Teppiche aus dem Besitze des South-Kensington-Museum in London: dieselben werden nämlich in den Gefängnissen zu Bellore und Hyderabad als Sträflingsarbeit hergestellt und gehören zu dem Besten, was der Orient auf den Teppichmarkt bringt.

In der Ausstellung sind die antiken Teppiche, die Denkmäler einer glänzenden, nun aber verschwundenen Kunstepoche von den modernen, vornehmlich für den europäischen Markt berechneten Objecten geschieden. Japan und China, der Dethan, Marokko und die Sahara, und endlich die Kaukasusländer bezeichnen hier die äußersten Marken des weiten Erdstriches, innerhalb dessen genügsamer Arbeitsfleiß sich bemüht, nach uralten Traditionen und nach den Anforderungen des westlichen Geschmacks bald mit größerer, bald mit geringerer Kunst den vielbegehrten Schmuck unseres Salons herzustellen. Hier finden wir die grobkörnige Smyrnawaare und die noch langzotteligere Arbeit der armseligen Saharabewohner neben den sammetweichen Producten des Kaschkainomaden und die prächtigen, kurzgeschorenen Seidenteppeche von Kaschan und Khorassan, die Farbenfreude der Perser neben der düsteren Stimmung von Afghanistan, die feingebülmte Musterung der geschätzten Ferahaner neben den großen Formertempores von Ostasien, persische Filz- und chinesische Baumwollenteppiche, die für unser Auge etwas kalt und stumpf herabschauen. Viel Prächtiges und Kostbares birgt auch diese Abtheilung, allein die vielbesprochenen aber wenig gesehenen Meisterwerke orientalischer Teppiche finden sich in dem großen Saale für antike Denkmäler. Die *pièce de resistance* bildet hier unstreitig jener große persische Seidenteppech, den der österreichische Hof dereinst als Präsent vom Czar Peter den Großen erhielt. Innerhalb eines von Genienpaaren und Blütenranken gebildeten Rahmens ist eine Jagd, Roß und Reiter, jagdbares Gethier aller Art dargestellt,

Mittelfstück und Eckzwickel sind durch kunstvoll verschlungene Drachen- und Arabesken gebildet; eine berauschte Farbenwirkung geht von diesem Teppiche aus, und die Freiheit und Feinheit der Linienführung überbietet alles, was man von der schwerfälligen Knüpftechnik erwarten konnte. Dabei gehört auch dieser Teppich so gut wie alle übrigen nicht dem goldenen Zeitalter der Teppicherzeugung an, sein Alter geht nicht über den Beginn des 16. Jahrhunderts zurück. Eine einzige Ausnahme dürfte hier der sogenannte Susandschird machen, ein Gebetteppich für sechs Personen, der aus der Caaba von Mekka stammen soll und sich jetzt im Besitze des Herrn Th. Graf befindet. Professor Karabaček hat das Stück in das 14. Jahrhundert zurückversetzt und ihm eine eigene Broschüre gewidmet. In der That zeigt es sowohl eine eigene Knüpfmethode, als auch eine besondere Art eines gewirkten Goldgrundes, wie man dergleichen an jüngeren persischen Werken nie beobachtet. Neben diesen Objecten birgt der historische Theil der Ausstellung noch eine große Zahl der seltensten und kostbarsten Teppiche aus dem Besitze des Berliner und Leipziger Museums, des India- und Kensington-Museum in London, des hiesigen Kunstgewerbe- und des Handelsmuseums, zahlreicher österreichischer Cavaliere, Liebhaber und Händler, eine Sammlung, welche selbst auf den Orientreisenden neu und verblüffend wirkt.

E. V. Zenger.

**Die Donau, ihre Strömungen und Ablagerungen** vom k. k. Ministerialrath Dr. Joseph R. Witt. v. Lorenz-Liburnau, (Mit 40 Abbildungen im Texte. Wien, 1890, Verlag von Karl Gerold's Sohn.

**Die Donau.** Vortrag, gehalten von Dr. Alfred Penck, Professor der Geographie an der Universität Wien, im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien. Mit zwei Tafeln und zwei Abbildungen im Texte. 1891, Verlag von Ed. Hölzel in Wien.

Der Charakter der beiden vorstehenden Publicationen wird am besten durch ihre Entstehungsgeschichte gekennzeichnet. Das erstere Werk ist hauptsächlich praktischer Natur. Es verdankt seinen Ursprung einer an den nicht allein durch sein theoretisches Wissen, sondern nicht minder durch seine auf dem Wege der eigenen Anschauung während zahlreicher Fahrten und Beobachtungen gewonnenen Erfahrungen bekannten Verfassers ergangenen Aufforderung seitens des Herrn Marinecommandanten, Freiherrn von Sterneck, in Verbindung mit dem Corvetten capitän Constantin Pott einen kurzen Leitfaden zur Beurtheilung der auf einem Flusse und speciell auf der Donau maßgebenden, die Navigation beeinflussenden Momente für die Officiere der auf der Donau stationirten Monitors zu verfassen. Diese Arbeit wurde bereits im Jahre 1887 beendigt und erscheint jetzt der vom Ministerialrath Lorenz verfaßte Theil der combinirten Arbeit mit Erweiterungen und Nachträgen versehen als selbstständiges Büchlein. Dasselbe enthält außer einer eingehenden und übersichtlichen Schilderung der Zuflußgebiete, des Laufes und der Eisverhältnisse der Donau, dem eigentlichen Zwecke dieses Werkes gemäß eine detaillirte Beschreibung des Fahrwassers der Donau, wobei hauptsächlich in Betracht gezogen werden: Die Verhältnisse der Tiefe, der Strömungsgeschwindigkeit und der Ab-

lagerungen, sammt den durch die letzteren verursachten Aenderungen des Fahrwassers, endlich der Einfluß, welchen künstliche Mittel auf dasselbe üben. Bei dem unregelmäßigen und daher den größten Veränderungen ausgesetzten Zustande der meisten Weitungen dieses Stromes wohnt einem solchen Leitfaden ein um so größerer Werth inne, als bisher zur richtigen Beurtheilung der die Schifffahrt und insbesondere das Fahrwasser berührenden Erscheinungen und Veränderungen in der Donau von den hierzu berufenen Organen keine Publicationen erfolgt sind.

Das zweite an der Spitze genannte Werk, welches seinen Ursprung in einem im Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in Wien gehaltenen Vortrage hat, ist insofern besonders bemerkenswerth, als in demselben zum ersten Male die hydrographischen Verhältnisse des Gesamtstromes zusammenhängend geschildert werden. Die landschaftlichen, geologischen und wirthschaftlichen Verhältnisse des Donauebietes und, wie das umstehend besprochene Werk bezeugt, auch das Fahrwasser der Donau sind in zahlreichen Schriften geschildert worden, aber trotz der Existenz eines eigenen Donauvereines in Wien fehlte bisher eine Darstellung der Donau vom Standpunkte der Hydrographie. Die in dem Vortrage mitgetheilten Daten mußten daher durchwegs aus Originalquellen geschöpft und mehrfach auch neu berechnet werden. Diese Quellen sind in der Form von Anmerkungen dem Vortrage angefügt worden, und tragen dieselben in hervorragender Weise mit dazu bei, das äußerlich unscheinbare Werkchen auch für Fachleute zu einem unentbehrlichen Führer auf diesem Gebiete auszugestalten. Aus der Menge frappirender Thatsachen, welche in diesen Anmerkungen niedergelegt wurden, wollen wir nur Eine herausgreifen, und zwar jene über die Länge der Donau. Trotz der sorgfältigsten Nachforschungen ist es dem Verfasser nicht gelungen, dieselbe genau angeben zu können. Nach den officiellen Angaben kommt Penck zu dem Schlusse, daß die Donau von der Bregequelle bis zum Meere eine Länge von 2900·1, und unter Berücksichtigung der Neumessungen von Swarowsky in Oesterreich eine solche von 2900·6 Kilometer haben dürfte, während z. B. Strelbitsky (*Superficie de l'Europe*) für die Donau eine Länge von 2645·6 Kilometer, von Klöden (*Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Berlin 1885, S. 398*) eine Länge von 2745 Kilometer, und das Werk: *Der Wasserbau in Bayern (S. 7)* eine Länge von 2863 Kilometer von der Bregequelle bis zur Mündung angiebt. Das größte Interesse in dem Vortrage beansprucht die Darstellung der Fluthwelle von Ende August bis Anfang September 1890, in welcher Zeit durch anhaltenden Regen so beträchtliche Wassermengen zur Erde gelangten, daß alle Flüsse zum Schwellen kamen und sich an der Donau ein Sommerhochwasser entwickelte, wie es seit sechzig Jahren nicht beobachtet wurde. Am Vormittag des 7. September stand die Donau im Strome 4·65 Meter über Null, im Canale erhob sie sich nur auf 3·3 Meter, entsprechend einem Stande von 3 Metern im offenen Strome. Es erhielt also das Schwimmthor das Wasser im Canal 1·6 Meter unter dem Niveau, das es unter gewöhnlichen Umständen erreicht hätte. Gleichwohl reichte das Wasser schon an die Kante seiner Dämme längs des Canales und ein Steigen

um etwa 1 Meter hätte genügt, um ihm zu ermöglichen, die ganze volkreiche Leopoldstadt, die Hofbau, die Weißgärber und den Erdberg, die Wohnstätte von 150.000 Seelen zu überfluthen. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß das Schwimmthor, dessen Anlage seinerzeit heftig bekämpft wurde, Wien vor einer entsetzlichen Ueberschwemmung bewahrt hat. Diese Katastrophe wäre übrigens wahrscheinlich im Vorjahre eingetreten, wenn nicht der 27. und 31. August sich als relativ trockene Tage in die regenreiche Zeit eingeschaltet hätten, und wir können daher nur dem von Pencil ausgesprochenen Wunsche beipflichten, daß die Dämme längs der regulirten Donau bei Wien noch etwa um 0.5 bis 1 Meter erhöht werden möchten.

M.